Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

# Der Führer am Sonntag. 1933-1941
# 1938

3 (16.1.1938)

Visual Library

# Der Führer am Sonntag

Sonntag, 16. Januar 1938 — Folge 3 / Jahrgang 1938


*Holland in Erwartung*

# Prinz oder Prinzessin?

*Drei Frauen um einen Königsthron*

Kanonendonner ist sonst eine recht unerfreuliche Sache. Diesmal aber wartet ein ganzes Land auf den Augenblick, da die Schüsse krachen. Und je mehr es sein werden, um so besser. Wenn 51mal geknallt wird, dann freut sich ganz Holland mit seiner jungen Kronprinzessin. Der 52. Schuß aber, wenn er fallen sollte, wird einen Jubelsturm auslösen, wie man ihn diesen etwas schwerblütigen Niederländern kaum zutrauen möchte. Dann ist es nämlich ein Prinz, und auf einen Prinzen wartet das Land seit vielen Jahrzehnten schon. Denn seit nunmehr 48 Jahren ist Holland ohne König.

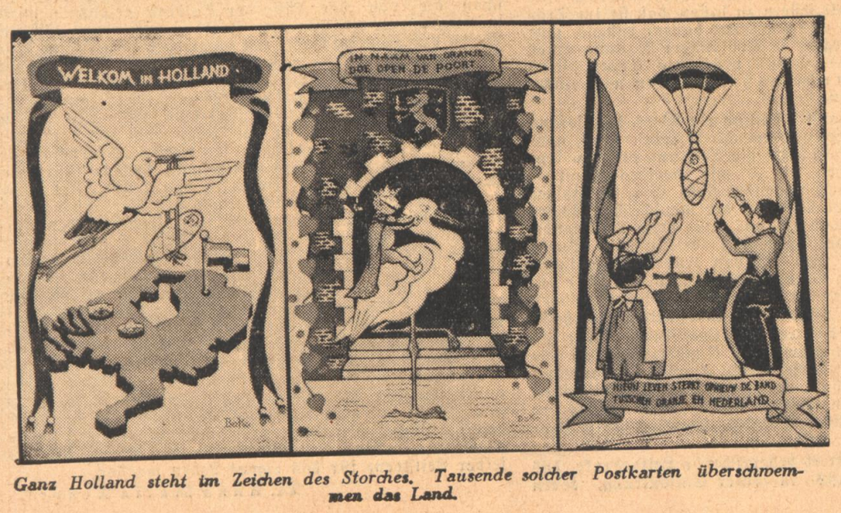
*Als Juliane noch klein war:*
*Königin Wilhelmina mit ihrem Töchterchen, der jetzigen Kronprinzessin Juliane. Rechts die Königinwitwe Emma, links der Prinzgemahl Heinrich.*
Aufnahmen: Ansmann-Archiv (2), Scherl, Pressephoto

Als am Morgen des 23. November 1890 Wilhelm der Dritte, König der Niederlande, Prinz von Oranien-Nassau, Großherzog von Luxemburg, nach einundvierzigjähriger Regierungszeit die Augen schloß, war mit ihm der Mannesstamm des ruhmreichen Hauses Oranien erloschen. Acht Jahre lang führte seine Witwe, Emma von Waldeck-Pyrmont, die Regierung, dann bestieg Wilhelmina den Thron, die populärste aller europäischen Königinnen. Gleich die ersten Jahre ihrer Regierung waren überschattet von dem Krieg Englands gegen die den Niederländern stammverwandten Buren, und es gehörte viel Takt und viel diplomatisches Fingerspitzengefühl der jungen Königin dazu, in diesem schweren Dilemma den rechten Weg zu finden. Aber sie erwies sich als kluge, auf das Wohl des Landes bedachte Fürstin. Und auch ihre, am Anfang recht unpopuläre Heirat mit Prinz Heinrich von Mecklenburg fand nach und nach immer mehr den Beifall der Holländer, als der Prinzgemahl sich als bescheidener und persönlich mutiger Mann erwies. Nur eine Hoffnung blieb jahrelang den Niederländern unerfüllt: die Hoffnung auf den Thronerben. Als sie endlich, am letzten Apriltag des Jahres 1909, erfüllt wird, sind es abermals nur 51 Schüsse, die aus dem Park des königlichen Schlosses zu Den Haag donnern und dem niederländischen Volke verkünden, daß es eine Prinzessin ist, die das Haus Oranien weiterführen soll. Nun stehen in den weiten Räumen des Schlosses Soestdijk abermals die königlichen Wiegen und warten auf ein neues Reis am alten Stamm. Prinz oder Prinzessin?

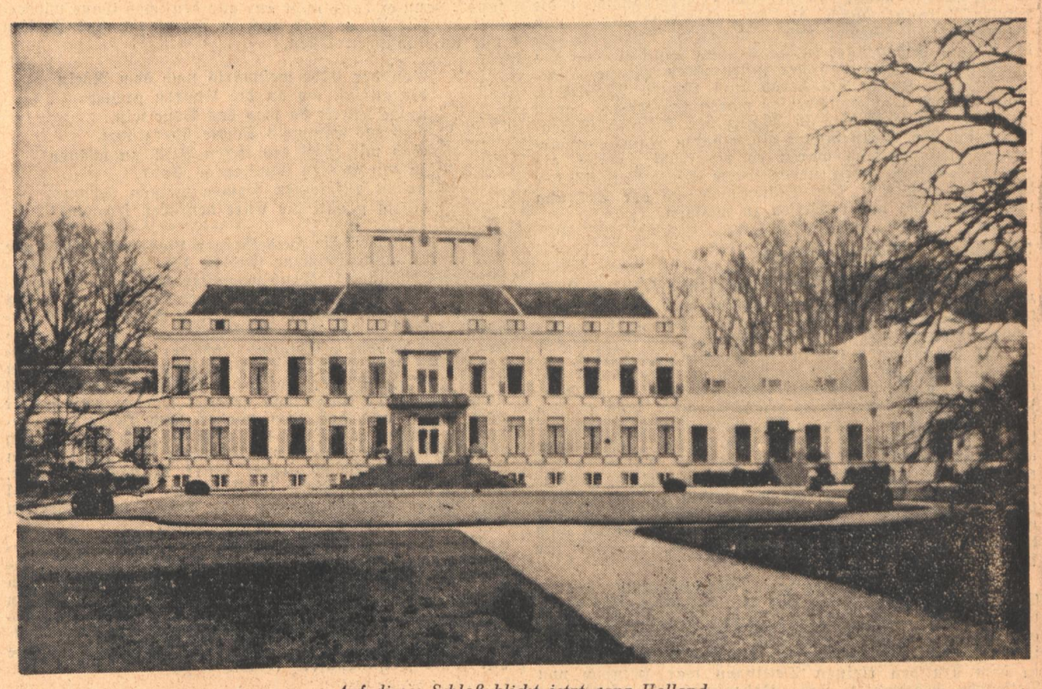
Die große Liebe, mit der das holländische Volk an der Dynastie Oranien hängt, kommt in diesen Tagen so recht zum Ausdruck. Schon als bekannt wurde, daß Prinzessin Juliana mit dem Prinzgemahl das Schloß Soestdijk, den früheren Witwensitz der Königin-Mutter Emma, als ständigen Wohnsitz erkoren habe, beschloß das niederländische Volk aus einer allgemeinen Spende den Fürstensitz völlig neuzeitlich herrichten zu lassen. Der weite Park, in dem der Prinzgemahl Heinrich edles Rotwild aus seiner mecklenburgischen Heimat angesiedelt hatte, ist jetzt vor dem Schloß zu einem Märchengarten ausgestaltet worden, in dem die altbekannte holländische Gartenbaukunst ein neues Meisterwerk geliefert hat. In allen Städten und Dörfern ist alles schon vorbereitet für Feiern, die selbst diejenigen der Prinzenhochzeit vor Jahresfrist noch weit in den Schatten stellen sollen. In tausend, oft geradezu töricht anmutenden, Kleinigkeiten will die Freude des Volkes sich Bahn brechen. Unzählige kleine Kostbarkeiten hat inzwischen die fachkundige Konditorengilde geschaffen, von dem „Zwieback mit Mäuschen", einem streuselkuchenähnlichen Gebäck für die Schulkinder, bis zu den reich verzierten Riesentorten in den Farben des Hauses Oranien. Die Gärtner ihrerseits haben ein Meer von Tulpen beigesteuert, die in Form von Kränzen und Sträußen bereitliegen, die Häuser und Fenster zu schmücken. Eine ganze übereifrige Gedenkartikel-Industrie hat schließlich sich des festlichen Ereignisses bemächtigt und das Land mit Püppchen, Anstecknadeln, Schleifen, Münzen und Ansichtskarten überschwemmt, die oft recht gut gemeint, aber nicht immer gut gelungen sind. Auf jeden Fall sind alle Vorbereitungen getroffen, um den Freudentag der Dynastie Oranien zu einem Festtag für das ganze holländische Volk werden zu lassen.

Wie wichtig solch eine Prinzengeburt in diesem traditionsreichen Lande genommen wird, davon erzählt in einem gerade jetzt erschienenen Büchlein der Verfasser, Konradjoachim Schaub zu Schauburg, aus eigener Erinnerung. Es ist die Geburt der jetzigen holländischen Königin Wilhelmina, die er uns miterleben läßt:

„Heiß und drückend steigt der 31. August 1880 über Den Haag auf. Ernst sind die Gesichter der Haager Bürger. Spannung liegt über der Stadt. Das Königshaus der Niederlande hat nur noch einen männlichen Erben, der für die Thronfolge in Frage kommt. Aber dieser, der letzte Prinz von Oranien, Alexander, kränkelt seit Jahren. Wird die junge Königin nun die Thronfolge für alle Zeiten sichern? Das ist die bange Frage, die alle Niederländer bewegt. was aber darüber hinaus seit vielen Wochen alle besonders erregt, ist: Prinz oder Prinzessin?




*Ganz Holland steht im Zeichen des Storches. Tausende solcher Postkarten überschwemmen das Land.*



*Auf dieses Schloß blickt jetzt ganz Holland.*
*Schloß Soestdijk, in dem Kronprinzessin Juliane die Geburt des Thronerben erwartet.*

Die Spannung hatte am Abend zuvor ihren Höhepunkt erreicht, als ein Diener aus dem Schloß die Meldung brachte, daß soeben der Leibarzt des Königs, Dr. Vinkhuyzen, nach Nordeinde gerufen worden sei. Kaum wagten die Bürger der Stadt sich schlafen zu legen, um nicht die erste Nachricht zu versäumen. Früh sind sie alle heute morgen wieder auf den Beinen. Doch nichts geschieht. Ruhig und verträumt liegt wie immer das Schloß in der Ferne. So vergeht auch der Mittag.

„Da —" Ein Bürger schreits dem andern zu: „Die Fahne!" Richtig, auf dem königlichen Palast Het Loo geht die Königsstandarte hoch. Im selben Augenblick dröhnt der erste Schuß ins Land.

„Salut!" Was wird er bringen? 51 oder 101 Schuß? Prinzessin oder Prinz?

Es gibt jetzt kaum einen Haager Bewohner, der nicht auf die Straße eilt und zählt.

Schweigen herrscht in der Runde. Fast lautlos zählen alle mit — 49 — 50 — 51 — Schweigen. Kein Schuß ertönt mehr. So schenkte also Hollands Königin einer Tochter das Leben. Hollands Thronfolge ist wieder gesichert."

Soweit Schaub zu Schauburg in seinem Buch „Drei Frauen und ein Königsthron" (Sander-Verlag, Magdeburg) Sie haben sich recht wakker gehalten, diese Königinnen aus deutschem Blut auf Hollands Thron. Sie haben getreulich ihre Pflicht getan als gute Niederländerinnen, aber sie haben darüber ihr Deutschtum nicht vergessen. Und das „Wilhelmintje" hat in jenen schweren Frühjahrstagen des Jahres 1918, als Woodrow Wilson die Vereinigten Staaten in den Weltkrieg gegen Deutschland hineinführte und alle neutralen Staaten aufforderte, seinem Beispiel zu folgen, lieber die niederländischen Schiffe in den englischen und amerikanischen Häfen beschlagnahmen lassen, als sich der riesigen Schar der Feinde Deutschlands anzuschließen. Und wenn auch Staat und Volk der Niederlande, durch ihre Lage an der See und ihren großen überseeischen Kolonialbesitz beeinflußt, oft stark nach Westen hin tendieren, so sind sie sich doch stets bewußt, welchen guten und starken Nachbarn sie in dem neu erstarkten großen Deutschen Reich haben. Genau so wie wir Deutsche den eigenstämmigen Behauptungswillen der Nation ehren und achten, die einen Rembrandt und van Dyk, einen de Ruyter und einen Oranien zu den ihren zählen durfte.

Bei uns in Deutschland ist die Zeit endgültig vorbei, wo das Wohl und Wehe eines ganzen Volkes von einer Königswiege abhing. Wir sind zurückgekehrt zu dem Beispiel unserer Ahnen, die aus ihrer Mitte den Besten und Klügsten und Edelsten zu ihrem Führer erhoben und ihm folgten bis in den Tod. Aber wir haben Achtung genug vor der Tradition anderer Völker und Staaten, um in freundnachbarlicher Weise mit Anteil zu nehmen an der Freude des niederländischen Volkes, das in diesen Tagen einem neuen Sproß aus dem alten Fürstengeschlecht der Oranien zujubeln wird. Ob es nun ein Prinz sein wird oder eine Prinzessin . . .

Fred Feez.

*Wilhelm III., der letzte König von Holland*

SÄNGER UNSERER HEIMAT:

# Sie sangen der Minne Lied

VON FRIEDRICH BASER

**Letzte Vortragskünste der alten Heldenliedsänger** klangen wohl, höfisch und ritterlich weiterentwickelt, im Minnesang nach, der besonders an den Höfen und auf den Schlössern der Hohenstaufen am Oberrhein gepflegt wurde, wie denen der Wittelsbacher (Heidelberg), Zähringer, auf Eberstein, Trifels, der Hohkönigsburg, der Hohenstaufenresidenz Hagenau u. a. Südlich von Bregenz, nahe der Rheinmündung in den Bodensee lagen Hohenems und Montfort. Der Hohentwiel im schönen Hegau, südlich davon, in herrlicher Alpenlandschaft die Kiburg, bekannt durch die Freundestreue Ernst von Schwabens zu Werner von Kiburg, die Habsburg vor der Mündung der Aare in die Reuß: überall erklang das neue, lockende Lied von der süßen Frau Minne, angestimmt vom Kaiser bis herab zum kleinen Dienstadel, selbst Bürger und Handwerker waren keineswegs davon ausgeschlossen. Hat doch in Mainz der Schmied Regenbogen sich als Minnesänger einen guten Namen erworben. Zumeist freilich waren es ritterliche Herren, die Zeit und Muse fanden, neben ihrem Schild-Amt sich der hohen Gesangskunst, dem Saitenspiel und der Dichtung und Vertonung neuer Weisen zu widmen.

### Zwischen Bodensee und Main

Ueberreich saßen die **Minnesänger im gesegneten Land** zwischen Bodensee und Main. Am unteren Neckar, oberhalb Heidelberg, war Bligger von Steinach zu Hause. Tiefer noch im Odenwald saß Reinbot von Durne, der Dichter des heiligen Georg, bei Buchen; nördlicher, gegen Amorbach zu, weilte Wolfram von Eschenbach auf der Wildenburg, von Rupert von Durne, seinem Gönner, neuerbaut, und dichtete den „Parzival". Von Buchen selbst soll auch ein anderer oberrheinischer Minnesänger her sein: „Der von Buochein" (Buchheim); doch könnte auch das Buchheim bei Freiburg als seine Heimat in Betracht kommen. Keineswegs aber kann das kleine Reuenthal bei Miltenberg für sich den vielgenannten, derben, bauernfreundlichen Neidhart von Reuenthal für sich mit Gewißheit in Anspruch nehmen. Einwandfrei kann auch Wiesloch noch nicht ganz den „Herren von Wizzenlo" für sich reklamieren.

Als würdiger Nachfahre des alten sagenhaften „Treuen Eckehart von Breisach" ist für die von dramatisch wechselnden Geschicken seit Jahrtausenden heimgesuchte Stadt am Rhein „Walter von Breisach" bezeugt. Südlich von ihm, im heutigen Auggen, sang Brunwart von Ougheim; in dem heutigen kleinen Dettingen war Heinrich von Tettingen beheimatet, nahe Ueberlingen Burkard von Hohenfels. Dem Breisgau gehörte auch „der starke Poppe", der aber auch nach Angabe der Meistersingerschule zu Mainz zu ihren Gründern zählte, und der vielgerühmte Hartmann von Aue an.

Als unteilbare kulturelle Einheit gehörte damals auch das Elsaß, die Alpen (Thurgau, Zürichgau, Aargau und Rätien) bis zum St. Gotthard hinauf und die burgundischen Lande zu dem Kernland des Reiches am Oberrhein. Bei Worms ragte die Burg Friedrichs von Hausen, des höfisch-vornehmen Minnesängers. In Hagenau, der Hohenstaufenburg, saß der Lehrmeister Walters von der Vogelweide, Reinmar der Alte. In Straßburg dichtete Gottfried seinen „Tristan und Isolde".

### Die Manessische Handschrift

Die wichtigste Quelle unserer **Kenntnisse der Minnesänger**, die Manessische Liederhandschrift in Heidelberg, zeigt uns zwar auf 448 Pergamentblättern in Kleinfolio 140 Sänger mit Proben ihrer Sprachkunst, insgesamt 6000 Strophen, 137 von ihnen auch in farbenprächtigen Bildern, doch leider keine Spur ihrer Sangesweisen, wie die kleinere Jenaer Liederhandschrift sie so wertvoll macht. Wohl taucht hie und da auf den ungemein fesselnden Bildern ein Begleitinstrument oder gar Spielmann auf, während andere Minnesänger sich selbst begleiten, wie Reinmar der Alte (von Hagenau) auf seiner Fiedel. Der in Mainz wirkende Heinrich Frauenlob leitet mit dem wohl ältesten Dirigentenstab, den wir abgebildet sehen, sogar ein ganzes Orchester mitsamt Sängern (Chor?). Turnierbilder zeigen „Frauenritter", die nicht nur von Waffenmeistern, sondern auch von Spielleuten mit „floiten" und „tambüren" (Flöten und Trommeln) geleitet werden.

Erprobt in den harten Kämpfen deutscher Fürsten um ihre Unabhängigkeit vom Papsttum, bewiesen viele Minnesänger auch in ihren Liedern ihre unentwegt deutsche Gesinnung. So sind wir nicht zu sehr überrascht, **das Urbild unseres Deutschlandliedes, das Hoffmann von** Fallersleben 1841 dichtete und erstmals im Freundeskreise seines Heidelberger Gesinnungsgenossen Prof. Welcker am Neckar vortrug, in der Heidelberger großen Liederhandschrift zu finden als ein Preislied Walters von der Vogelweide aufs deutsche Vaterland. Er durfte sagen: „Nach dem Besten weithin auszuspähen, zog ich wandernd lang von Land zu Land. Alles Schlimme möge mir geschehen, wenn ich Bess'res als die Heimat fand": denn er hatte nicht nur alle deutschen Gaue wiederholt durchstreift, er war auch in Frankreich und Italien wie im slawischen Osten.

Von der Elbe westwärts nach dem Rhein
bis zurück, wo an die Ungern grenzt
unsre Mark: da mag das Beste sein,
was des Himmels Sonne überglänzt.
Gab mir Gott den tiefen Blick, zu schauen
in den Herzen seine ew'ge Spur,
nehmt auf seinen Namen meinen Schwur:
einzig strahlt die Ehre deutscher Frauen.

**Wir** verdanken die Heidelberger Liederhandschrift, wie **das** in ihr aufgenommene Gedicht des Züricher Minnesängers Johannes Hadlaub vermuten läßt, dem Sammeleifer des Züricher Patriziers Rüdiger Manesse und seines Sohnes Johannes aus der Zeit nach Rudolf von Habsburgs Tode (1291), wie es Gottfried Keller in seiner hellseherischen Novelle „Hadlaub" geschildert hat. Ulrich Fugger schickte dies unersetzliche Pergament dem Kurfürsten von der Pfalz. Später mußte der Schatz vor Tilly (1623) nach Sedan und Den Haag gerettet werden, von wo er nach Paris und erst 1888 wieder nach Heidelberg gelangte. — Nicht lange vor 1400 entstand auch das „hübsch Buch" des Grafen Hugo von Monfort (Bregenz), dessen Lieder sein „getrewer knecht" Burk Mangold vertonte, wie der Dichter im Reim selbst gesteht. Er sang sie wohl zur Begleitung von Fiedel oder Laute, die bisweilen Vor- und Nachspiele auszuführen hatte.

Eine der volkstümlichsten Gestalten unter den Minnesängern war neben Heinrich von Osterdingen der Tanhuser, der Jahrhunderte lang in Volksballaden und -sagen weiterlebte. Ihre bekannteste nahmen Achim von Arnim und Clemens Brentano in ihren zu Heidelberg 1806 bis 1808 gesammelten Volksliederschatz „Des Knaben Wunderhorn" auf und Richard Wagner weitete diese Ballade zur Oper „Tannhäuser" (1845).

### Es leben alte Sagen

Die Sagen vom Tanhuser, dem Venusberg und dem „Wilden Heer" sind eng mit der des „Treuen Eckehart" **verknüpft, der warnend diesen schaurigen Nachtgestalten** voranschreitet, um Menschen vor Schaden zu bewahren. Dieser „Getreue Eckehart" war in Breisach zu Hause. Venusberg-Sagen (Geisterreich-Berge) finden wir am ganzen Oberrhein bis hinunter nach Kaiserslautern, wo Friedrich der Rotbart mit seinen Getreuen im Berge schlafen soll, und im Odenwald, durch den die „Wilde Jagd" von der Ruine Rodenstein aus zieht. Später erst scheint sich die Barbarossa-Sage auf den Kyffhäuser, die Venusberg-Sage auf den Hörselberg in Thüringen festgelegt zu haben. Als ihre früheste Heimat darf man wohl den einst von den Römern besetzten Teil Germaniens zwischen Oberrhein und Limes, das Decumatenland, betrachten. Denn die Venus-Grotten gehen wohl auf altrömische Mithras-Grotten zurück, wie sie sich besonders die orientalischen Kohorten und Legionen erbauten, z. B. in Neuenheim-Heidelberg. Christliche Missionare waren dann bemüht, solche Orte in Verruf zu bringen als Teufelsplätze. Schwerste Strafen trafen den, der „im Venusberg geweilt"! Aber auch Wotan (Odin) geweihte Kultstätten auf Bergen, wie der „Heilige Berg" bei Heidelberg, mußten erst durch geweihte Klöster oder Kapellen (meist dem heiligen Reiter Michael, dem Vertreter Wotans zubenannt) gereinigt werden. Selbst um Fundorte antiker Statuen rankten sich Geistersagen, wie die von „Kellers Bild" bei Baden-Baden, dort in der Trinkhalle vom Heidelberger Romantiker Götzenberger gemalt.

Gern wird die Bedeutung der Wartburg in Thüringen (durch Geistliche früh mit der Heiligen Elisabeth von Thüringen und Landgraf Hermann verknüpft) und des sagenhaften „Sängerkrieges auf der Wartburg" im geschichtlichen Leben der Minnesänger überschätzt, weil Lobredner des Landgrafen Hermann von Thüringen überwiegen. Wenn auch wichtigste Quellen und Dokumente, z. B. jene Mainzer Handschrift, von der die Colmarer und Donaueschinger Handschriften nur Kopien zu sein scheinen, den Jahrhunderten der Zerstörungen zum Opfer fielen, die vom Westen hereinbrachen, der Geschichte des Oberrheins verloren gingen, so darf man doch als wohl bedeutsamsten Mittelpunkt des Minnesangs Mainz bezeichnen. Hier konnten auch die Meistersinger an reichste Tradition anknüpfen und nannten als Stifter ihrer ältesten Meistersingerschule in ganz Deutschland, worauf die Mainzer immer sehr stolz waren, Heinrich Frauenlob, Walter von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Konrad Werner, Heinrich Müggeling, Klingesur, den „starken Poppe", Regenbogen, Reinmar von Zweter, den Kanzler, den alten Stolle und Konrad von Würzburg. — Die Colmarer Handschrift bewahrte uns 106 Melodien, wertvolle Zeugnisse altdeutschen Singens und Musizierens.

*Eine Kalendergeschichte*

# Der Backofen

VON ADALBERT AMMANN

**In Gernsbach ging der Hunger um. Den Herbst zuvor** hatten die Schnecken die Wintersaat abgefressen, und was im Frühling aufgekommen, hatte der Hagel geknickt. Es war eine arge Zeit. Zuerst schauten die Bäcker auf den Grund ihrer Truhen. Nach ein paar Wochen kamen die Frauen: „Mann, das Mehl ist bald weg, du solltest in die Mühle fahren."

Nun war das Mehleinkaufen damals noch nicht so einfach wie heute, wo man eine Postkarte schreibt oder gar über Weg und Steg hinweg dem Müller durchs Telephon sagt, er solle bis morgen früh einen Zentner Weißmehl und einen Doppelzentner Schwarzmehl richten. Denn die Sache spielt vor zweihundert Jahren. Aber der Herrgott hat es zu jener Zeit gerade so gehalten wie heute: Fällt das Getreide kümmerlich aus, so geraten nachher die Rüben und das Gras, erfrieren im Frühjahr die Reben, so neigen sich zur Erntezeit die überschweren Halme.

Wenn in Gernsbach sonst nicht genug Brot gewachsen war, so hatten sie sicher drüben in der Ortenau alle Scheunen voll. Dann krächzten die schweren Ochsenwagen **über die Landstraße von Achern her das Murgtal hinaus.** Die Mehlsäcke, hoch aufgeladen, drückten die Achsen krumm, und wenn so zwei, drei Müllerfuhrwerke im Städtchen hin und her fuhren, so gaben die Schellenketten der Pferde immer ein fröhliches Konzert.

Aber in diesem Jahre rumpelte kein Müllerwagen über das Gernsbacher Pflaster, nur ein paar kleine Salzhändler, Tuchverkäufer und Spezereikrämer machten ein geringes Geschäft.

Die Müller und Mehlhändler zu Offenburg wären gern bereit gewesen, den Gernsbachern so viel Mehl zu liefern, wie sie brauchten, und vor allen Dingen billiger, viel billiger, als diese es anderswo her erhalten konnten.

Nun muß man aber wissen, daß die Ortenau damals zu Oesterreich gehörte, und daß infolgedessen aller Handelsverkehr, abgesehen von sonstigen Schwierigkeiten, von der hohen Politik abhing. Seit aber im vergangenen Herbst einige Gernsbacher Burschen drüben zu Achern beim Kirchweihwein in böse Raufhändel gekommen waren, herrschte sozusagen Kriegszustand zwischen den beiden Ländern. Nicht genug, daß erst einmal Gras über die Sache wachsen mußte — es hatte Tote und Verletzte gegeben — es wanderten Aktenbündel, vom Vogt über die Kommissare bis hinein nach Wien. Und als dann offenbar wurde, daß die Gernsbacher lange vor der Ernte kein Mehl mehr hätten, da wurde ein Ausfuhrverbot für Getreide erlassen, um das wilde Volk an der Murg einstweilen durch Fasten zu bestrafen. Der Wirtshauskrach hatte sich in eine große Staatsaktion verwandelt.

Der Bäckermeister Langenbach war zu Offenburg gewesen, hatte Mehl kaufen wollen. Zu Hause wanderten die Mäuse aus den leeren Speichern, hier konnten sich die vollen Magazine ihrer nicht erwehren. So hatte das Ungeziefer wenigstens auf der einen Seite seinen Vorteil von der Sache. Die Kaufherren seufzten, als der Bäcker meinte, ihre alte Kundschaft zu Gernsbach müsse ihnen doch lieber sein, als die Herren zu Wien. Wie sollte man, ohne Gewalt zu brauchen, seine Ware nach Gernsbach bringen, wo überall die kaiserlichen Wachen standen und der große Straußenwirt zu Achern, dessen Sohn bei dem Händel übel zugerichtet worden war, überall seine Zuträger hatte.

Ohne Mehl mußte der Langenbach wieder heimgehen nach Gernsbach, wo man jetzt — es war erst April — Eichelmehl unter die letzten spärlichen Mehlreste mischte.

Aber wäre jetzt einer von Achern gekommen und hätte sich an dem hohlwangigen Anblick der brotlosen Gernsbacher ergötzen wollen, so wäre er nicht auf seine Rechnung gekommen. Es duftete da und dort wieder nach frischem Brot, ab und zu zog eine Mutter ihr Kind, das mit einer großen Brotschnitte unter die Türe gesprungen war, sachte zurück. Wenn auch selten ein Backofen rauchte, es schien, als sei nun doch die Not gebannt.

Merkwürdig war aber, daß man nicht einmal bei den drei Bäckern, beim Langenbach nicht und bei den andern auch nicht, irgend welche Spur ihrer Hantierung sehen konnte. Kein Wunder, die waren, nachdem der Langenbach mit seinem Bescheid von Offenburg zurück war, am nächsten Morgen vor Tag mit einigen Truhen und Mulden, Einschießstangen und Wirkbrettern zum Tor hinausgefahren. Des Langenbachs Vetter und guter Freund droben im Grenzwirtshaus hat einen mächtigen Backofen, wie ihn ein Wirt haben muß, der so einsam wohnt. Er hat auch Mehl genug, aber er kann es ja nicht über die Grenze bringen, das können die österreichischen Hatschierer nicht dulden, die in seiner Wirtsstube sitzen. Aber was wollen sie machen, wenn sich der Wirt einen oder drei Bäcker einstellt, die nun anfangen, Tag und Nacht zu backen, bis alles vorrätige Mehl verbacken ist. Und dann kommen die Gernsbacher und holen sich das Brot, erst einzelne Laibe, dann gleich eine ganze Fuhre. Und nach drei Tagen kommt ein großer Wagen mit Säcken aus Offenburg, und alles wandert in den gut österreichischen Backofen des Grenzwirts. Dicht hinter dem Backofen läuft aber die Grenze, so daß einer, der ein Loch in den Backofen haut, aus diesem alles Brot aus dem Ausland ins Markgräfliche ziehen kann, und das tun die drei Gernsbacher Bäcker abwechselnd, indem sie einander beim Teigbereiten, Heizen und Backen ablösen.

Wenn dann der Ofen eingeheizt ist, setzen sie die Oeffnung immer wieder mit ein paar Steinen zu und dichten die Fugen mit Lehm.

Die österreichischen Zoller sehen wohl, wie ein Sack nach dem andern von dem österreichischen Mehl den hungrigen Gernsbachern zugute kommt. Aber sie haben bloß die Order, keinen Mehltransport über die Grenze zu lassen, und bisher sind alle Säcke bloß in die Backstube gewandert und ihr Inhalt in Teig verwandelt worden. Mit den Brotdieben muß sich schon die Behörde selber befassen, also setzen sie sich nach einigen Tagen hin und schreiben einen Bericht, in dem sie um weitere Ordre bitten. Mittlerweile aber, bis der Bericht seinen Weg macht, reift auf den Feldern der Gernsbacher das Getreide immer hoffnungerweckender zur Ernte, holen die Gernsbacher ihr Brot immer noch im Grenzwirtshaus. Inzwischen ist auch das bekannte Gras langsam über die Sache gewachsen und nach einigen Wochen, es war schon Juli geworden, kam endlich die Aufhebung des Ausfuhrverbotes.

**Man hat später auch nichts gehört, daß der Grenzwirt die Broträuber verfolgt hätte.**

---

**„Neue Modenwelt".** Deutscher Verlag Berlin 1938, **Heft 1** (Preis 80 Pfg.) Wie in einem Ahnen des noch fernen lichten Frühlings besinnt sich die Mode schon jetzt auf die leuchtenden frohen Farben der warmen Jahreszeit. Nach den dunklen und gedeckten Farben, die uns jeder Herbst mehr oder weniger beschert, nimmt die stets auf Abwechslung bedachte Mode flugs die Gelegenheit des heiteren Faschings und des glitzernden Schnees wahr, auf beider frohgelauntem Boden, die leuchtendsten Farben zur Entfaltung zu bringen. Uebermütig und verwegen wie die Zeit des Faschings und des Wintersports sind auch die Einfälle, die uns die Mode bringt. Davon überzeugt uns ein Blick in das Januarheft der „Neuere Modenwelt", die uns wieder mit vielen praktischen, farbenfrohen und reizvollen Ratschlägen zur Seite steht. Auch die diesmonatige Handarbeitsbeilage ist ganz auf den Wintersport gerichtet mit Strickvorlagen für Sportstrümpfe, Pullover und Uebersachen.

---

# Goethes Faust im Erlebnis eines Zeitgenossen

Zu Carl Gustav Carus, Briefe über Goethes Faust

**Erlebnis — nicht Kritik oder Kommentar — ist das,** was uns aus der Vielfältigkeit des Schrifttums zu Goethes größter Dichtung wirklich zu fesseln vermag. Aus innerster Geistesverwandtschaft war Carl Gustav Carus (1789—1869), der Naturforscher und Arzt, Schriftsteller und Maler, zur Deutung des an Symbolik und lebenswahrer Abbildlichkeit gleich unerschöpflichen Werkes berufen. Die „Briefe über Goethes Faust", die 1835 — drei Jahre nach Goethes Tod — erstmals erschienen und fast verschollen waren, sind jetzt von Hans Kern im Verlag Kurt Saucke-Hamburg (geb. 3.— Reichsmark) wieder herausgegeben worden.

Carus ist Goethe 1821 zum erstenmal begegnet, im Briefwechsel mit ihm gestanden und Goethe zeitlebens eine tiefe Dankbarkeit bewahrt. Sein Leben und Werk, das reich war wie das Goethes und dennoch mehr in der Stille wirkte, ist in seiner Bedeutung für deutsches Geistesleben erst heute wieder erkannt worden. Das Buch, das Carus 1843 herausgab: „Goethe. Zu dessen näherem Verständnis", hat die Geistesverwandtschaft der beiden genialen Menschen vollends geoffenbart. Doch schon die Briefe über Goethes Faust sind Zeugnisse des Sichversenkens in den Ideengehalt der Dichtung, und sie sind gefaßt in wesenhafte Form.

Die Briefe sind an Johann Gottlob Regis gerichtet, einen Literarhistoriker in Breslau, mit dem Carus seit seiner Studentenzeit befreundet war. In den Zwölfnächten des Jahres 1834 sind sie begonnen und im Frühling des nächsten Jahres vollendet, in einem Zeitraum, der dem Verfasser nach seinen eigenen Worten gewaltig erschien „mit der Flut seiner Gedanken, seinem Fliehen **und Ziehen, seinem Sinnen und Streben, mit seinen Leiden und seinem glänzend, oft unerwartet herantretenden Glück".**

Im ersten Brief begründet Carus das Wesen der Faustdichtung in der philosophischen Erkenntnis von der Entwicklung, der ewig wechselnden Bewegung und der Vielgestaltigkeit alles Lebens. Aus dieser Erkenntnis erklärt sich auch Goethes Verhältnis zu den Helden seiner Dichtung: in ihnen hat Goethe sich zu befreien gesucht von möglichen Zuständen seiner Entwicklung, durch sie hat er vermocht, ein störendes Bestreben in sich abzuschütteln. Carus vergleicht die Faustdichtung mit Dantes Divina Comedia: während vor der geistigen Schau Dantes alle die schmerzlichsten und alle die seligsten Zustände der Seele vorübergehen, muß Faust, der „stätig Bewegte", durch alle Qual und Lust des Lebens hindurchgehen.

Im zweiten Brief begründet Carus — über die Enge des Urteils bei seinen Zeitgenossen erhaben — die erkannte Notwendigkeit von Fausts schuldhafter Verstrikkung in naturwissenschaftlicher Analogie: Natur, diese „ewige Hieroglyphe der Geisteswelt" lehrt, daß, je mächtiger und vollendeter eine Persönlichkeit, um so vielfältiger die Wandlungen und Kämpfe, die Umbildungen und Erschütterungen sind, die tatkräftige, gewaltige, zu prometheischen Taten bestimmte Naturen durchleben müssen. Wenn auch für uns heute nicht neu, doch einzigartig geprägt und allzeit gültig erscheint uns die Charakteristik des Faust als eines Menschen, der „von einem hellglühenden Funken des Göttlichen innerlichst bewegt und gegen eine höhere geistige Entwicklung getrieben, doch ... mit Heftigkeit und Stetigkeit an die Welt der sinnlichen Erscheinung gebunden. **Die Entwicklungsvorgänge solcher Seelen sind gewaltsam, oft nur durch Blut und Tod machen sie den inneren göttlichen Kern ihres Daseins unter heftigen Schmerzen aus** der irdischen, einengenden Schale frei."

Das Kunstwerk ist die Aeußerung des Widerstreites, des Kampfes zwischen den „zwei Seelen". Als Abbild dieses Kampferlebens im Innern empfand Carus die „Melancholie" Dürers — er ahnte die Wesensgründe und die Spannungen in der Seele des großen deutschen Malers, und eigengeprägt klingt seine Beschreibung des Blattes, das für alle Zeiten sein Geheimnis bewahrt und keinem Deutungsversuch sich ganz entschleiert.

Durch alle Wandlungen und „wunderlichsten Ablenkungen" aber gelangt die Seele zu ihrem Ziel, „sobald sie nur Tatkraft und Elastizität und lebendiges rastloses Streben in sich erhält, um von nichts ihrer innerlich Unwürdigem sich dergestalt fesseln zu lassen, daß sie im Trägen, dabei verharrend und gleichsam darauf ruhend, ihre höhere Bedeutung vergißt" Der innere Zustand einer „Faustischen Natur" — Carus prägt als Erster dieses Kennwort — ist ein unbewußtes Suchen nach einem ihrem Wesen Gemäßen.

Carus nennt die Faust-Dichtung ein Werk, das, solang Sinn für Poesie im Menschengeschlecht leben wird, nicht untergehen kann; er vergleicht die Dichtung mit den Domen unserer Vorfahren, die — wie Goethes Faust — zwar beendet, aber nicht vollendet sind. Die Grundidee im Faust ist das „ewige Werden" der menschlichen Seele; in dieser Idee liegt nach Carus das ewig Anregende, „Frühlingsmäßige" der Dichtung beschlossen. Wurde Dürers „Melancholia" mit der von trüben dämonischen Gedanken umschwebten Sehnsucht verglichen, so ist der unentwegt dem Ziele zustrebende Faust der „Ritter zwischen Tod und Teufel", der Mensch, der in dunklem, das heißt unbewußtem Drange den rechten Weg findet. Mit gelassener Sicherheit tut Carus die Engherzigkeit ab, die damals wie später sittenrichterlich Fausts Verdammnis forderten — Carus ahnte vorher eine Entwicklungsstufe der Menschheit, die ein höheres Ethos kennt — hier tun sich in den „Briefen über Goethes Faust" weite geistesgeschichtliche Ausblicke auf!

**Der den zweiten Brief beherrschende Leitgedanke, das Aufwärtsstreben Fausts in einer Entwicklung, deren** Verlauf in einer Spirale bildhaft sich darstellt, gründet sich wie alle Philosophie von Carl Gustav Carus auf seinen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen: die Spirale als Urform aller Bewegung.

Der dritte Brief handelt von der Bedeutung des weiblichen Wesens für die Entwicklung, Reifung und Verklärung des Faust. Carus führt darin den Freund, dessen Sinnesart er „allem Weiblichen mehr ab- als zugewandt" erkannt hat, mit den Schlußversen des Faust „an die Pforte tiefsinnigster Vergleichung männlicher und weiblicher Seeleneigentümlichkeit". Das weibliche Lebenselement bedeutet Frieden und Trost für das leidenschaftlich umgetriebene Gemüt des in den Lebenskampf verflochtenen Mannes. Die von Stürmen bewegte Seele, ja schon die von der Fülle der Tatkraft gespornte, wird mächtig angezogen von dem Frieden, wie Faust ihn im Wesen und Gemüte Gretchens empfindet. Doch seine Unstäte zieht sie in sein eigenes Unheil und vernichtet sie zeitlich — sich selbst zum ersten echten Seelenschmerze. Faust wird erhoben, aufgerichtet, erweitert seine Vorstellungen und Begriffe, erlebt Helena. Sie ruft ihn in die wesenloseste Tiefe, in das Reich der „Mütter", der Urbilder alles Daseins, der platonischen „Ideen". Die Erscheinung der Idee des Schönen in Helena führt ihn zur Idee der Güte und erweckt in ihm neben einer ruhigen, abgeklärten Naturbetrachtung das Bestreben nach einer großen, folgereichen, tief ins Menschenleben eingreifenden Tätigkeit Statt des Suchens nach eigener Glückseligkeit erwacht in ihm das tätigste Bestreben, seinem Volke heilbringend hilfreich, wohltuend zu sein.

Carus hat in weiser Beschränkung seine erschöpfende Darstellung des dichterischen Urgrundes in Goethes Faust mit diesen drei Briefen abgeschlossen. Sie umfassen einen unvergleichlichen Reichtum der Gedanken; sie geben ein Bild von Goethes Naturphilosophie und zugleich Rechenschaft über die Lebensgesetze, nach denen Carus seine wissenschaftliche Arbeit wie sein ethisches Sein aufbaute. Die Briefe sind von einer des Inhaltes würdigen, lauteren Schönheit der Form, weder Kommentar noch Interpretation, sondern der Widerschein der Ideen, die ihm selber Leitsterne für das eigene Leben wurden.

Dr. Anna Maria Renner

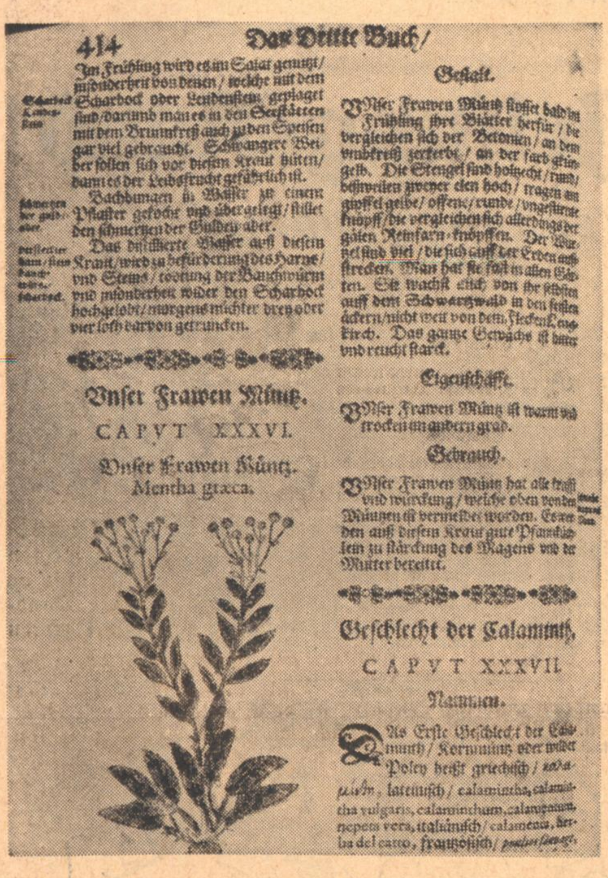
# Krötenhaut und Armsünderfett

## Schicksale und Seltsamkeiten des Apothekerwesens in Deutschland in Jahrhunderten

Der Leiter des badischen Landesmuseums, Karlsruhe, Professor Dr. Rott, hat in einem der Räume des Schlosses eine alte Apotheke aufgestellt, die in ihrer Einrichtung eine kleine Uebersicht über das Apothekerwesen in Deutschland durch Jahrhunderte gibt. Die ältesten Teile stammen aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Die Apotheke wird im Laufe des Frühjahres der Allgemeinheit zugänglich sein. Mit Bildern aus diesem Raum seien im folgenden einige kleinere Abrisse über die Geschichte der Apotheken in Deutschland gegeben.

### Zur Zeit Harun al Raschids . . .

Sie stand allerdings nicht in Deutschland, sondern in einer Stadt, die uns durch die Märchen aus „Tausend und einer Nacht“ als Zauber- und Wunderstadt im Orient bekannt ist, Bagdad. Im 8. Jahrhundert schon wurde sie dort eröffnet. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts hören wir wieder von der Errichtung einer öffentlichen Apotheke unter Kalif Mostanzer in der inzwischen zur Millionenstadt angewachsenen Metropole, die damals zahlreiche Gelehrte beherbergte. Früher waren Pharmazie und Heilkunde in der Hand des Arztes vereinigt. So erfahren wir, daß z. B. ein berühmter europäischer



414 Das Dritte Buch/

Im Frühling wird es im Salat genützt/ insonderheit von denen/ welche mit dem Scharbock oder Lendensiechen geplaget sind/darumb man es in den Gesstätten mit dem Brunnkreß auch zu den Speisen gar viel gebraucht. Schwangere Weiber sollen sich vor diesem Kraut hüten/ dann es der Leibsfrucht gefährlich ist.

Bähungen in Wasser zu einem Pflaster gekocht und übergelegt/ stillet den schmertzen der Gulden ader.

Das distillierte Wasser auß diesem Kraut/ wird zu beförderung des Harns/ und Steins/ vonnöthen wider den Scharbock hochgelobt/ morgens nüchter drey oder vier loth darvon getruncken.

Gestalt.

Unser Frawen Müntz stosset bald im Frühling ihre Blätter herfür/ die vergleichen sich der Betonien/ an dem umbkreiß zerkerbt/ an der farb grün gelb. Die Stengel sind holtzecht/rund/ bißweilen zweyer elen hoch/ tragen am gipffel gelbe/ offene/ runde/ ungefüllte knöpff/ die vergleichen sich allerdings der gälen Reinfarn-knöpffen. Der Wurtzel sind viel/ die sich auff der Erden ausstrecken. Man hat sie fast in allen Gärten. Sie wachst auch von ihr selbst auff dem Schwartzwald in den festen äckern/ nicht weit von dem Flecken Kirch. Das gantze Gewächs ist bitter und reucht starck.

Eigenschafft.

Unser Frawen Müntz ist warm und trocken im andern grad.

Gebrauch.

Unser Frawen Müntz hat alle krafft und würckung/ welche oben von den Müntzen ist vermeldet worden. Etzliche den auß diesem Kraut gute Pfannküchlein zu stärckung des Magens und der Mütter bereitet.

Unser Frawen Müntz.
CAPUT XXXVI.
Unser Frawen Küntz.
Mentha græca.

Geschlecht der Calamint.
CAPUT XXXVII.
Namen.

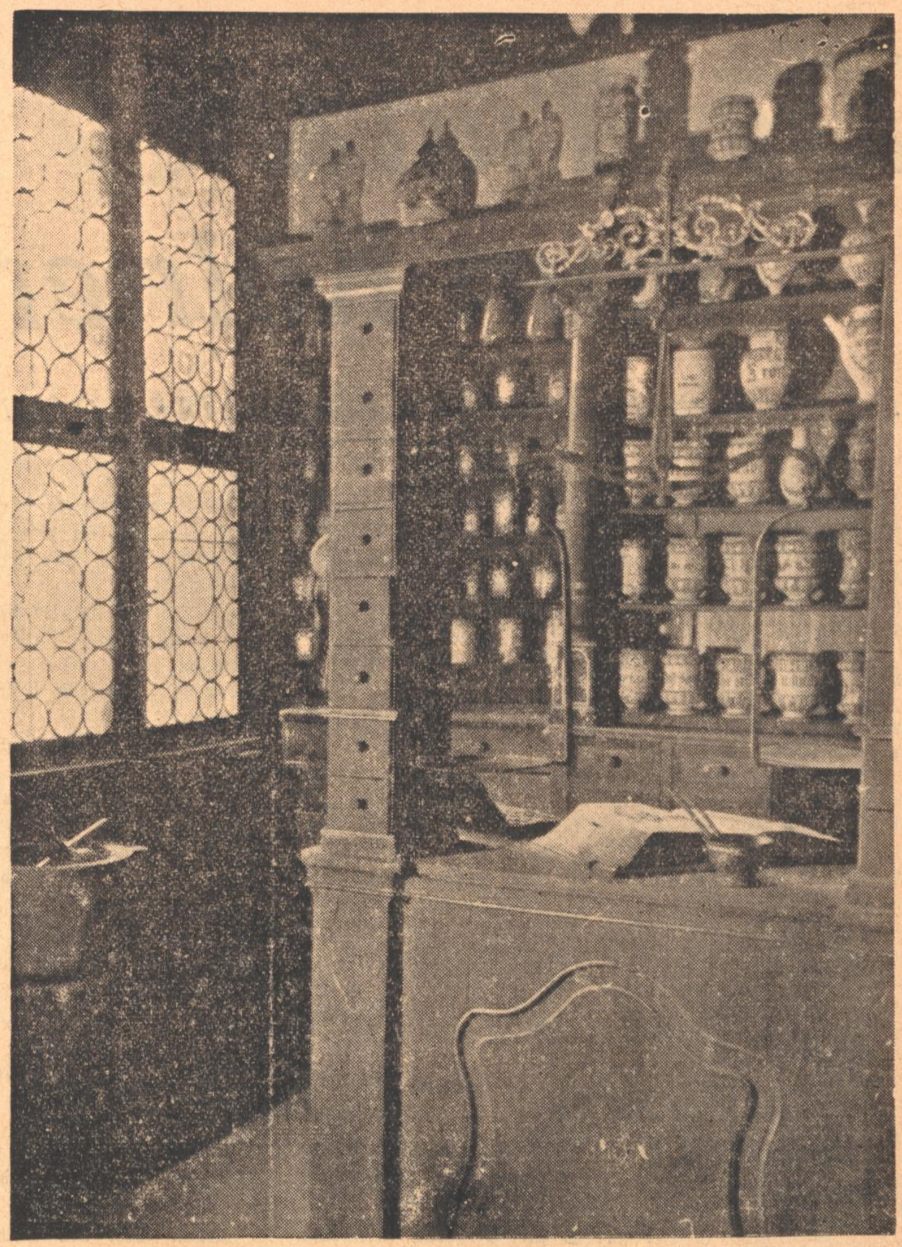
Das Erste Geschlecht der Calamint/ Kornmüntz oder wilder Poley heist griechisch/ καλαμίνθη, lateinisch/ calamintha, calamintha vulgaris, calaminthum, calamintum, nepeta vera, italiänisch/ calamento, herba del catto, frantzösisch/ pouliot sauvage.

*Eine Seite aus dem Kräuterbuch*

Arzt — Europäer waren in Bagdad damals für diese Kunst überhaupt bevorzugt — den sagenhaften Kalifen Harun al Raschid und einer seiner Nebenfrauen mit seinen Arzneimitteln und seinem ärztlichen Wissen heilen konnte. Mit der Gründung einer öffentlichen Apotheke indes war die Trennung von Heilkunde und Pharmazie vollzogen, zwei Stände wurden daraus, eine Scheidungslinie, die allerdings auch später noch immer wieder überschritten wurde. Es ist eben überall zu den Anfangszeiten aller Heilkunst die Zubereitung von Heilmitteln mit der Heilkunde selbst eng verbunden.

### Zauber und Dämonie

Bis es wirkliche Arzneizubereitung im heutigen Sinne und wirkliche Apotheken gab, mußte ein weiter Weg beschritten werden, ein Weg über Aberglauben, über Zauberwesen, Geister und Dämonie. Anfangs lag die Heilkunst in den Händen der Frau. Ihr obliegt die Sorge um Heim und Familie, sie hat die Kinder zu pflegen, die erkrankt sind, den verwundet aus dem Kampf zurückkehrenden Mann zu behandeln. Ueber Entdeckung und Erproben nahrhafter Kräuter führte sie der Weg zu allerlei Heilmitteln aus der Pflanzenwelt. Als die einzelnen Familien sich zu Stämmen zusammenschließen, gelangen einzelne Männer eines Stammes zu besonderem Ansehen, die sich Kenntnisse erworben haben von Heilmitteln, allerlei Giften und deren Anwendung im Guten wie im Bösen. Es gibt jetzt „Heilkundige“, die allerdings noch Zaubermänner sind, wie wir sie aus Abenteurerbüchern unserer Jugend zur Genüge kennen. Zauberkunst, Einwirkung von Dämonen, guten und bösen Geistern, die von den Zaubermännern beeinflußt werden können, spielen eine große Rolle. Nach und nach, mit Bildung größerer Ansiedlungen, Dörfern und Städten entwickelt sich, allerdings über große Zeiträume hinweg mit dem Aufblühen höherer Kultur und dem Einfluß fremder Kulturen der Beruf des Arztes, der zuerst auch die Heilmittel selbst zubereitete. Mit der Zeit bildete sich auch dafür ein besonderer Berufszweig, der Apothekerstand. Und wieder ist es ein weiter Weg von jenem Beginn über die „Wundermittel“ und sonderbaren Präparate bis zur pharmazeutischen Wissenschaft.

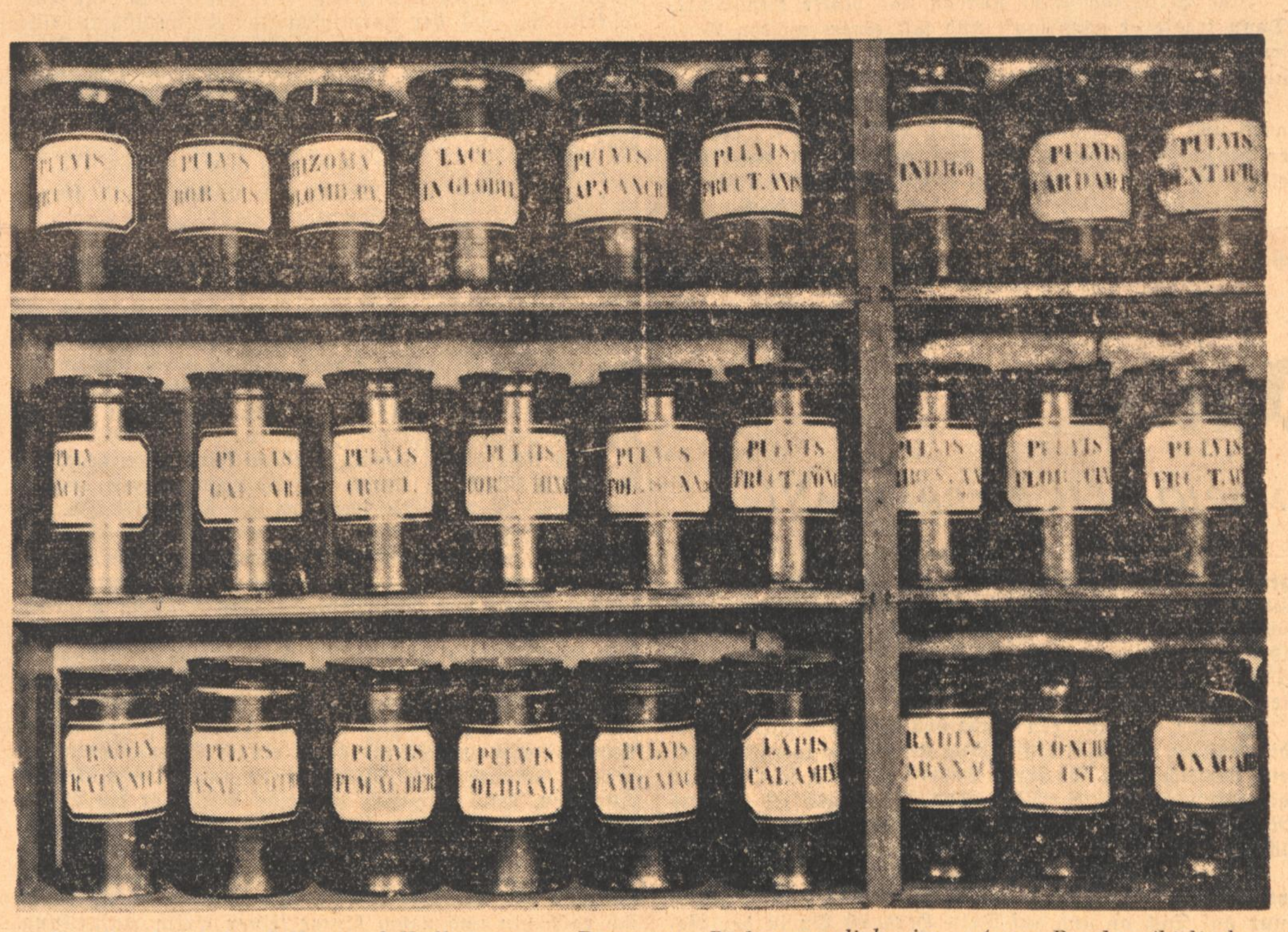


*Ein Blick über den Ladentisch in die Apotheke. Auf dem Tisch das in jeder Apotheke unentbehrliche Kräuterbuch.*

Aufnahmen: Geschwindner

### Anfänge in Deutschland

Wirkliche Apotheken sind bei uns erst im 13. Jahrhundert nachzuweisen. Die Kunst kam vom Orient her über Spanien, Italien, Südfrankreich zu uns. In Italien finden wir ein geregeltes Apothekerwesen schon im 12. Jahrhundert. Jedenfalls war die Pharmazie damals in Italien schon eine stehende Einrichtung, mit der sich auch die Gesetzgebung befaßte. In Venedig hatte eine besondere Behörde die Aromatarii genannten Apotheker zu überwachen. Damals gibt auch die südfranzösische Stadt Arles die Bestimmungen über die Apotheker, die erste Apotheker-Ordnung, heraus. Für Deutschland erließ Kaiser Friedrich II. im Jahre 1224 die erste Apotheker-Ordnung mit der noch heute üblichen Trennung zwischen Apotheker und Arzt. Nun beginnt bei uns die Zeit der Apotheken im heutigen Sinn. Privilegien für solche Einrichtungen wurden erteilt, deren älteste aus dem Jahre 1303 im Besitze der jetzigen Schwanenapotheke in Prenzlau ist. Dann kam 1305 Görlitz, 1312 Straßburg, Hildesheim im Jahre 1318. In der Mitte des 14. Jahrhunderts kam noch eine ganze Reihe hinzu.




*Das Regal mit den Salben und Heilkräutern — Die zweite Büchse von links im unteren Regal enthielt den „berühmten“ Teufelsdreck (asae foetida)*

### Seltsame Konkurrenz

Durch die Jahrhunderte entwickelte sich nun das Apothekerleben bis zu seinem heutigen hohen Stand, allerdings nicht ohne allerlei Fährnisse und Kümmernisse, Verordnungen und Kämpfe überwinden zu müssen, nicht ohne Zeiten der Heilmittelkunde seltsamster Art zu durchlaufen. Daß die Heilmittelherstellung auch nach der Trennung von der Heilkunde späterhin noch von Aerzten betrieben wurde, haben wir schon erwähnt. Es geschahen jedoch auch von anderer Seite Eingriffe in die Aufgaben des Standes. Die Jesuiten waren eine Zeitlang überaus starke Konkurrenz. Zunächst fertigten sie nur Medikamente für den eigenen Bedarf an, später machten sie ihre Klosterapotheken auch dem allgemeinen Publikum zugänglich. Ferner war den Barbieren das Zubereiten von Wundsalben, Wundpflastern und Tränken durchaus gestattet. Ihre allgemeine Meisterprüfung als Bartkünstler sollte auch ihr Können auf diesem Gebiet erweisen. Daß damit dem Kurpfuschertum Tür und Tor geöffnet wurde, ist wohl kaum anzuzweifeln.

*Die Abteilung der Heiltränkchen*

### Der Henker als Quacksalber

Aus verschiedenen deutschen Städten wird aus einem großen Zeitraum berichtet, daß selbst Henker und Schergen sich bei Ausübung ihres „Handwerks“ wundärztliche Kenntnisse aneigneten. Nun, bei Verhören und Folterungen der damaligen Zeit trugen die Angeklagten allerhand Wunden und Gebresten davon, die dann vom Henker wieder eingerichtet und geheilt wurden. Andere Heilkundige standen den Opfern der Folterbank nicht zur Verfügung.

Die Henker übten jedoch ihre „Kunst“ auch außerhalb der Folterkammern aus. 1448 wird ein Züchtiger in Frankfurt offiziell als Arzt bezeichnet, und auch gegen Ende des Jahrhunderts gab sich dort ein Scharfrichter mit dem Heilen von Kranken und dem Zubereiten von Arzneimitteln ab. Der Aberglaube damaliger Tage brachte es mit sich, daß nach des Scharfrichters Heilsalben und sonstigen Mitteln lebhafte Nachfrage bestand. Vielerlei, das mit den Hinrichtungen zusammenhing, hatte in der Leute Meinung Zauberkraft. Man denke nur an die angeblich unter dem Galgen gewachsenen Alraunen. Ein Züchtiger, der in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu Frankfurt in einer Bude seine Heilmittel feilbot, durfte sogar das Stadtwappen gebrauchen. Manche Stimme wurde gegen solchen Unfug laut, der sogar soweit ging, daß pulverisierte Menschenschädel und „Armensünderfett“ verkauft wurden. Das Fett von Hingerichteten auszulassen, war mancherorts den Henkern sogar erlaubt.

### Kurpfuscher und Jahrmarktsschreier

Die stärksten Konkurrenten des damaligen Apothekers waren die vielen fahrenden Leute, die als Starstecher, Bruch- und Steinschneider und allerlei seltsamen „Können“ herumzogen und auf Jahrmärkten durch Geschrei und Narretei die Leute anlockten. Wir wissen, daß schon im 15. Jahrhundert Quacksalber und Scharlatane eine wahre Landplage bildeten. Jahrhunderte lang kamen diese Gestalten mit Aufzügen und Pomp auf die Märkte, wenn auch gelegentlich gegen sie eingeschritten wurde. Eine Memminger Chronik berichtet aus dem Jahre 1724: „Am 2. Juli kam ein berühmter Arzt an, namens Johann Christian Hüber, mit fünf Kutschen, darunter Frauen und Kinder, eine Zwergin, zwei Heiducken, zwei Trompeter und verschiedene gute Musikanten, so sich auf den Waldhörnern sehr wohl hören ließen, auch 18 Pferde und 2 Kamelen. Er hatte sein Theatrum auf dem Ratzengraben, verkaufte seine Ware (Arznei), spielte vor und nach Komödien, hatte höfliche Leute und proper in Kleidern.“ Im 17. und 18. Jahrhundert kamen Schneeberger Quacksalber, die ihre Heilwaren zur Gottestracht feilboten, wie Haupt- und Hirnpulver, Heilpflaster, Lebensbalsam usw. Trotz allen polizeilichen Verboten und Erlassen wurde übrigens solcher Art Arzneimittel bis in die neueste Zeit hinein feilgeboten.

### Kuriose Heilmittel

Von Menschenfett, das von Henkern ausgeschmolzen wurde, haben wir schon berichtet. Es gab überdies eine sehr große Zahl von Medikamenten, von denen wir heute staunend und ungläubig hören. Daß schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts bebilderte Arzneipflanzenbücher von Apothekern gebraucht wurden, ist bekannt. Herbarien und Kräuterbücher spielten eine große Rolle, wie auch heute noch Kräuter ein Hauptkontingent zur Herstellung von Heilmitteln darstellen. Doch, wie gesagt, es gab der Heilmittel noch viele, die an Seltsamkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Pulverisierte Menschenschädel, Krötenhaut, Absud aus Mumien, Wolfszähne, gebrannte und zerstoßene Molche und Salamander, Menschenfett, um nur einige der „anrüchigsten“ zu nennen. Einen seltsamen Namen trug eine Arznei die aus Pflanzensaft hergestellt war, nämlich den Namen „Teufelsdreck“ oder „Aiae foetida“. Wir haben einen Kolben, der solchen „Teufelsdreck“ enthielt, in der im Schloßmuseum ausgestellten Apotheke aufgenommen und zeigen ihn hier im Bilde.

*

Manche wunderliche und herbe Zeitläufte mußte das Apothekerwesen durchmachen, bis es zur streng wissenschaftlichen Herstellung von Heilmitteln kam. Heute ist mit dem Arzt der Apotheker verantwortlich für die Volksgesundheit, Wissenschaftler auf dessen Schultern ein Großteil des deutschen Volkswohles ruht.

Hugo Büchler.

*Die Ecke mit dem großen Mörser — An der Wand eine alte Klistierspritze*

# Der Tänzer vom Kölner Dom

*Eine wunderliche Geschichte von WALTER DOERNER*

Seit Jahr und Tag war der Kölner Dom eingesponnen von Gerüsten. Jahrelang steckte er in dem Gewirr von Gebälk und Brettern. Und an dem einen Turm — der andere war vor zwei Jahren fertig geworden — fehlten noch die Kreuzblumen und die Spitze. So sagten die Kölner bitter: „Da ist nichts zu machen. Der wird nimmer fertig!" Und sie sahen sich immer mehr in der übelsten Laune darüber.

So ging es auch einem ehrsamen Tanzmeister. Auch ihm wurde dieser Zustand des Domes nach und nach geradezu unerträglich.

Eines Morgens nun erwartete er den Schneider. Der kam jedoch nicht. Eine Weile saß er zwecklos herum und schimpfte auf die Geschäftsleute, Handwerker und Arbeiter, auf die kein Verlaß mehr sei. Schließlich war er still und ging in sein Zimmer. Nach einiger Zeit kam er wieder heraus, blitzblank angezogen.

Nun hatte er aber nichts anderes vor, als auf dem Turm selbst nachzuschauen, was denn dort eigentlich geschehe. Weil er von so eleganter Gestalt war und so wohlgekleidet, hielt ihn niemand an. Rasch stieg er aufwärts und nahm immer mehrere Stufen auf einmal. So erreichte er bald sein Ziel.

Als er oben ankam, fuhr ihm ein heftiger Windstoß in die Kleider. Und gerade über ihm, auf dem Gerüst, lagen der Steinmetz und seine zwei Gesellen — und schliefen.

„Ist denn das eine Art?" schrie er sie an, krebsrot vor Zorn. „Soll denn der Turm von eurem Schnarchen aufgebaut werden?"

Der Steinmetz fuhr erschreckt auf und sah blinzelnd hinunter. Er war nicht recht sicher, was das für ein Mann sei, den er da vor sich hatte. Mürrisch räkelte er sich auf und tat einen Schlag mit dem Hammer, der wenigstens ordentlich klirrte. Dann rückte er ein wenig sein Käppchen, sah einen kleinen Augenblick kriegerisch drein (aber nur einen kleinen Augenblick), und ließ eine Ausrede hören. Da schien es dem Tanzmeister das Geratenste, einige Worte der Ermunterung zu sagen und den Rückzug anzutreten.

Nun bildete er sich einen ganzen Tag lang ein, er hätte bei den Handwerkern etwas erreicht, so daß ihm leichter ums Herz wurde. Jedoch schon am nächsten Morgen wurmte es ihn, daß er zuletzt doch freundlich gewesen und nicht energischer dreingefahren war. So beschloß er denn, ganze Arbeit zu tun und das Versäumte nachzuholen.

Er machte sich also auf, und als er droben anlangte, fand er die drei auch wirklich bei einer nicht viel besseren Tätigkeit als das erstemal: ein jeder saß da, hatte eine große Bratwurst in der Hand und futterte, daß ihm das Fett glänzend in den Mundwinkeln stand. Da schlugen helle Flammen der Empörung aus dem Herzen des Tanzmeisters.

„Wollt ihr wohl!" brüllte er von seiner Stufe hinauf und mußte sich festhalten, so stark schrie er, „das nennt man bei euch arbeiten! Wenn ich allein da säße statt eurer drei, tanzen sollten mir die Steine, tanzen, sag' ich euch!"

Der Meister stand auf, sah den Fremden mit kleinen Augen an und sagte: „Was wir arbeiten, ist unsre Sach', das geht keinen andern was an. Euer Gnaden sind eben keiner vom Handwerk sonst wüßten sie, daß ein jedes Handwerk seine besondere Arbeitsweise hat, ob tief in der Erde drinnen oder hoch droben am Himmel."

„Keiner vom Handwerk", schrie der Tanzmeister hitzig, „nein, mit den Händen schaff' ich nicht, aber mit meinen Füßen! Doch wollte ich die nur so viel rühren wie ihr eure Hände, so würd' ich bald verhungern!"

Auf diese dunkle und geheimnisvolle Andeutung seines Berufes lachte der eine Geselle hell auf, strampelte mit den Beinen und rief: „Ah, da staun' ich aber! Frißt denn der Herr da seine Bratwürst' mit den Füßen?"

Darauf brachen alle drei in ein schallendes Gelächter aus, und der Tanzmeister, ganz aus der Fassung gebracht, verschwand wütend und polternd wie ein abgeblitzter Teufel.

Doch schon am nächsten Tage trieb es ihn wieder hinauf, und die Steinmetzleute erwarteten ihn. Und als er auch wirklich unter dem Gerüst auftauchte, um schweigend nachzusehen, was sie wohl machten, sahen sie sich lustig und herausfordernd in die Augen. Jeder hatte einen Becher Weines bei sich stehen und biß vergnügt in eine Salzbrezel, daß es krachte. Und nun schrien sie Hallo und begrüßten ihn, die Weingläser schwingend.

Eine Weile sah er sie nur an und redete kein Wort. Dann fragte er ganz sanft und mit einem milden Vorwurf: „Seid ihr denn wirklich schon im Himmel, daß ihr nichts tun wollt als schlafen und saufen?"

„Nah genug," antwortete der Meister spöttisch, „daß wirs uns schon erlauben können. Aber jetzt —", meinte er bedächtig, „möchten wir doch fragen, mit wem wir eigentlich so oft die Ehre und das Vergnügen haben?"

„Bürger von Köln bin ich!" sagte der unwirsch.

„Ah!" Der Meister rückte ein wenig an seinem Käppchen. „Und haben wohl viel zu sagen in der Gemeinde, was? Und sind wohl nur zum Spazierengehen und Herumschnüffeln bestellt ....?

„Fragt nur eure Mädels!" rief der. „Fragt sie nur, was sie ohne mich wären! Tanzlehrer bin ich!"

Darauf erhoben die drei aber ein brüllendes Gelächter, wie es sich in dieser Himmelsnähe ganz greulich anhörte, und die Gesellen strampelten vor Vergnügen mit den Beinen.

„Nur herauf zu uns, nur herauf! Bitte schön!" rief der Meister mit übertriebener Höflichkeit. „Aber so ein vornehmer Besuch!"

Und sie faßten ihn bei den Armen und zogen ihn ganz herauf auf das schmale Gerüst. Nicht mehr als zwei Schritt war das breit, und an manchen Stellen gähnten große Löcher. Das war zur Zeit die höchste Stelle des Turmes. Und wie der Meister und die Gesellen nun den Fremdling unter sich hatten, der sich unsicher und graulich umsah, da kam plötzlich eine unbändige Lust zum Frevel über sie.

„Er muß uns was vortanzen!" schrie der Meister den Gesellen zu. Und auch den Tanzlehrer überkam der Frevelsinn. „Jawohl! Ich tu's!" rief er mit funkelnden Augen, „aber ihr müßt mir schwören, daß ihr in drei mal drei Tagen fertig seid! Und wenn ihr arbeiten müßt, daß euch das Blut aus den Fingern spritzt!"

Jene johlten Zustimmung und hoben ihre Hände zum Schwur. „Aber mit geschlossenen Augen, sonst ist's ja keine Kunst!"

Und schon stand der Tanzmeister auf den schwankenden Brettern, wippte ein paarmal in den Zehen und sah furchtlos hinab in das gotische Spitzenwerk, das da hinunterging wie ein Tannenwald.

Und dann tanzte er.

Der Meister aber und die beiden Gesellen saßen stumm da und wagten kaum zu atmen. Und wie sie immer nur gebannt auf ihn sahen, da glaubten sie auf einmal eine wundersame Musik zu hören.

Der Tänzer hatte die Augen geschlossen und lächelte. Und er tanzte und tanzte. Und er tanzte immer weiter auf den schwankenden Brettern, tanzte immer weiter ... Jetzt war er schon ganz am Rande des Gerüstes angelangt, und jetzt — jetzt tanzte er durch die blaue Luft, und immer weiter tanzte er, und immer kleiner und kleiner wurde er, bis nur noch ein winziger Punkt ganz ferne und dann gar nichts mehr zu sehen war ...

Die drei saßen beklommen da. Es standen ihnen die hellen Tropfen auf der Stirn. Und als sie nach einer ganzen Weile aufstanden, ohne ein Wörtchen über die Lippen gebracht zu haben, da nahm ein jeder wie im Traum sein Werkzeug zur Hand und fing schweigend an zu arbeiten. —

Nach drei mal drei Tagen ist der Turm dann wirklich fertig geworden. Den Tanzmeister aber hat man niemals wieder gesehen.

## Heimatland

*Einmal aber stockt dein schneller Fuß,*
*während deine Hand*
*liebend tastet über einen Gruß*
*von unserm Land.*

*Einmal grüßt geblendet du den Tag,*
*der dich offen fand,*
*und dein Herz schlägt mit der Wellen Schlag*
*leise an das Land.*

*Einmal in der Abendsonne Glut*
*stehst du ganz entbrannt*
*und gelobst: Den letzten Tropfen Blut*
*unserm Land! —*

*Fritz v. Ammon.*

# Gesichte im Park

*SKIZZE VON MARIO HEIL DE BRENTANI*

Dort drüben, wo die rote und weiße Mauer der Menschenhäuser jäh abbricht, liegt der Park, und da ich just vom Fieber genesen bin, habe ich einen Spaziergang unter seinen hohen Bäumen gemacht. Ich habe die Lungen die freie Luft in durstigen Zügen einatmen und die stickige Enge der Krankenstube vergessen geheißen. Ich habe auch den Augen geheißen, sie mögen das köstliche Gemälde des winterlichen Tages genießen. Aber ich sah lauter Gesichte. Die überreizten Sinne machten daß die Augen hinter die Dinge und auch tief in sie hinein blicken konnten, und die Lungen vergaßen darob ihren Durst.

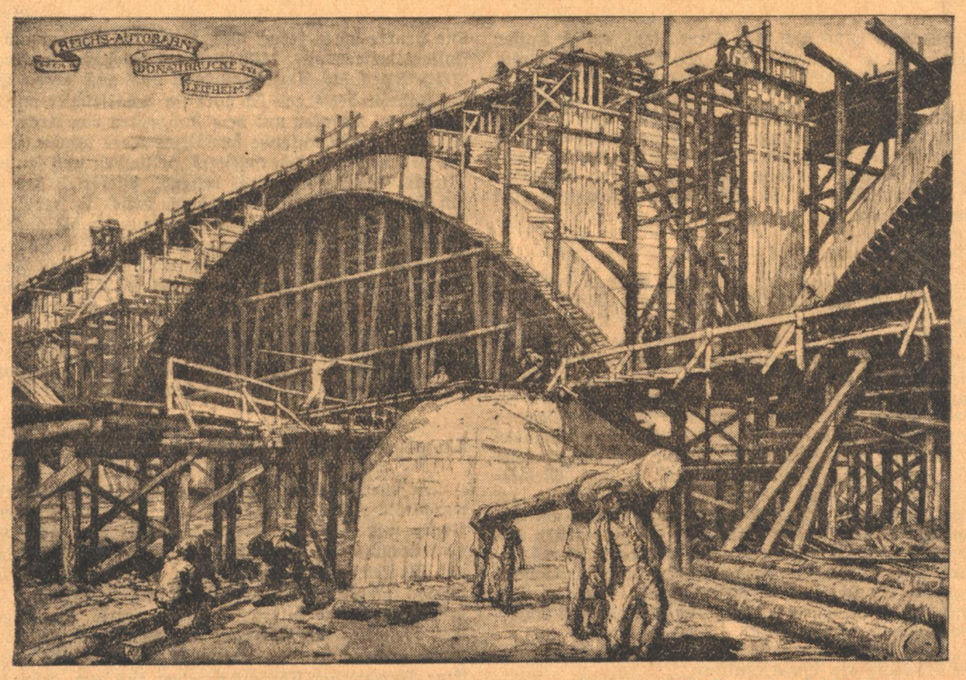
Ich saß auf einer hölzernen Bank, die im Sommerregen ihre bunte Farbe verloren hatte und blickte den gelben Sandweg zu dem kleinen Teich hinunter. In diesem Augenblicke bogen zwei Männer aus dem dichten Buschwerk zur Linken in den Weg ein, und diese Männer schoben einen dunklen, grob zusammengefügten Karren vor sich hin. Sie taten dies mit einer gewissen Feierlichkeit, Schritt vor Schritt und ohne miteinander zu plaudern, so schien mir. Als sie näher kamen, bemerkte ich, daß sie gelbes und rotes und auch solches Laub eingesammelt hatten, das nach den angezackten Rändern zu noch lebendig ist, so, als hätte es ein Mutwilliger gerade vom Zweige gerissen, und dessen Herzen doch längst gestorben sind; denn es raschelt dürr, wenn die Hand darüber hinfährt. So schoben die beiden Feierlichen den Totenkarren der Natur dicht an meiner Bank vorüber und sahen gar nicht einmal auf dabei, wie sich das bei Begräbnissen schlechthin so geziemt.

Hernach kamen zwei alte Frauen von beiden Seiten des Weges her, so, daß sie sich gerade vor meiner Bank begegneten. Die ältere, gleichwohl rüstigere, hob den dürren Stock ein wenig in die Höhe, schlug wie im Spiele einige Male auf das Raschellaub, plapperte etwas daher, was sie mit kindischem Lachen begleitete, und ging mit selbstzufriedenem Kopfnicken ihres Weges weiter. Die andere, die solchermaßen angesprochen ward, richtete fragend ihren gebrechlichen Leib hoch, sank aber, da sie mit der Wirrsal des Geplappers nicht fertig wurde, sogleich wieder in sich zusammen und humpelte wortlos und verdrießlich davon.

Es war eine trübe Stimmung; so beschloß ich für mich, lieber wieder nach Hause zu gehen, da mir die Gesichte des sterbenden Jahres übel ankamen in meinem durstigen Verlangen, wieder gesund zu werden. Rascher als ich gekommen, schritt ich über den knirschenden Sand dem Tore zu. Dort, an dem geöffneten schmiedeeisernen Flügel, in dem sich die altmodisch verschnörkelten Arabesken um Elfenköpfe winden, stand die Gebrechliche. Sie hatte sich hoch aufgerichtet und sprach auf eine junge Frau ein, die einen weinenden Jungen an der Hand führte. Ich hörte im Vorübergehen, wie sie nach dem Namen des Kindes fragte, das ein zerbrochenes Spielzeug in der Hand hielt und sich über sein Mißgeschick nicht zu trösten vermochte; gleich, ob der alte Rücken es auch schmerzend vermerkte, beugte sich die Alte mehrfach zu ihm nieder, und es war, als habe das faltige, schon dem Tode hingewandte Antlitz mit einem Male wieder zu leben begonnen.

Drüben, am anderen Ende des gelben Weges, schritt die Rüstige, kopfschüttelnd schlug sie auf die toten Blätter ein, deutlich tönte ihr irres Kichern herüber, so klar war die winterliche Luft. Mir aber schien, als sei sie, die Rüstige, die kein gichtiger Rücken plagte, in Wahrheit längst gestorben.

Helle und dunkle Gesichte hat der Winter. Er ist prall von lauten und leisen Gleichnissen, und es kommt gewiß nur auf Dich an und auf Dein Herz, ob Du in der Besinnung all dessen zu leben oder zu sterben anhebst.




Oskar Graf, München, *Reichsautobahn-Donaubrücke bei Leifheim*
Aus der 2. Wanderausstellung der Deutschen Kunstgesellschaft, die zur Zeit im Bad. Kunstverein in Karlsruhe gezeigt wird.

# Punkt eins am Zeitungsstand!

*VON HERBERT HIPPEL*

Ottokar war verliebt. In ein gewisses Fräulein Erika. Seit sich Ottokar in Erika verguckt hatte, vollbrachte er im Büro häufig sogenannte Schnitzer. Herr Prokurist Mende war ratlos; denn Ottokar galt sonst als ein tadelloser Angestellter. Aber Mende, der das Leben seit mehr als 50 Jahren kannte, behauptete schlicht: die Liebe schadet dem Gedächtnis! — Ottokar hatte Erika auf einer KdF.-Fahrt kennengelernt. Mit der Zeit, wie das so geht, entwickelte sich aus der harmlosen Reisebekanntschaft eine nicht mehr ganz harmlose Freundschaft. Neulich lud Ottokar das Fräulein zu einem Sonntagnachmittagausflug ein. „Also abgemacht — Punkt eins auf dem Bahnhof!" sagte er herzklopfend. „Und zwar am Zeitungsstand! Ein Uhr sieben fährt der Zug."

„Jawoll, ich bin da!" versicherte Erika sachlich.

„Wenn's nun aber regnet am Nachmittag?" fragte Ottokar noch. „Was machen wir dann?"

„Dann fahren wir schon früh!" erhielt er zur Antwort. (Aus dieser denkwidrigen Entgegnung erkennt der Leser eindeutig, daß auch Erika verliebt war!) —

Der bewußte Sonntag kam. Ottokar sprang, ganz gegen seine sonntägliche Gepflogenheit, schon um halb sechs Uhr aus den Federn. Es war noch ziemlich finster. Er trat ans Fenster. Es regnete Bindfaden. Aber am Vormittag regnete es nur noch Zwirn. Und gegen Mittag war der Himmel nahezu abgeräumt.

Kurz nach zwölf verließ Ottokar seine Mansarde. Er bummelte durch die Stadt. Die Mittagsmahlzeit ließ er ausfallen. Nicht etwa, weil ihn die Liebe sättigte. Er wollte für Erika ein paar Blumen kaufen. Nachdenklich schlenderte er die Bahnhofstraße entlang. Plötzlich entdeckte er eine junge Dame in hellgrauem Mantel, die fünfzig Meter vor ihm ebenfalls zum Bahnhof pilgerte. Diese Dame glich Erika aufs Haar. Ja — es bestand kein Zweifel mehr, da vorn wanderte Erika. Ottokar warf einen Blick auf die Uhr. Es war zwölf Minuten vor eins. Er beschleunigte seine Schritte. Wohlweislich hielt er sich aber in angemessener Entfernung hinter Erika. Am Bahnhofsplatz verschwand er in einem Blumenladen. Er erstand für eine Mark fünfzig einen ansehnlichen Strauß Narzissen. Drei Minuten vor eins betrat er die Bahnhofshalle. Verstohlen hielt er Ausschau nach Erika. Schließlich entdeckte er den hellgrauen Mantel am Schluß einer Menschenschlange, die sich schwerfällig vor dem Schalter für Sonntagsrückfahrkarten bewegte. Er schlich sich rasch hin und nahm hinter seiner Erika Aufstellung. Das gibt es nicht, dachte er, daß Erika die Karten kauft! Und weiter dachte er noch: sie scheint bloß einen Mantel zu haben, diesen grauen! Aber das stört mich nicht! Reichtum macht nicht glücklich! Oh Erika auch so denkt?

Ruckweise kam man dem Schalterbeamten näher. Erika klimperte mit Kleingeld. Anschließend klemmte sie die Handtasche unter den Arm. In demselben Augenblick, als sie an den Schalter trat, zog ihr Ottokar die Handtasche weg und sagte: „Einen Moment, das mache ich ...." Weiter kam er nicht.

Die Dame im hellgrauen Mantel schrie mehrmals hilfsbedürftig. Im Nu war Ottokar von Neugierigen umringt. Eine starke Männerhand packte ihn unsanft an der Schulter. Das junge Fräulein riß ihm die Handtasche aus den Fingern und schnappte wie ein Karpfen nach Luft.

Zeichnung: Schweizer

„Ein Handtaschendieb!" brüllte ein kleiner, dicker Herr. „Ist denn keine Polizei da?"

Ottokar stammelte Entschuldigungsworte, die jedoch nicht die geringste Beachtung fanden.

Schließlich erschien ein Schutzmann auf der Bildfläche.

„Warum wollten Sie die Handtasche rauben?" erkundigte er sich amtlich.

„Ich wollte sie nicht rauben!" beteuerte Ottokar. Er war vor Schreck weiß wie eine Kalkwand geworden. „Ich habe die Dame verkannt."

„Faule Ausrede!" brummte böse der kleine Herr, dem man keine Unterernährung ansah. Er trat vorsichtshalber einige Schritte zurück und dabei einer Frau auf die Hühneraugen. Ein anderer Herr bemerkte über Ottokar: „So ein unverschämter Lügner!"

Der Schutzmann verteilte zurechtweisende Blicke. Dann sah er dem vermeintlichen Handtaschendieb wieder scharf in die Pupillen.

„Ich habe die Dame mit einer Freundin von mir verwechselt", erzählte Ottokar mit weinerlicher Stimme. — Der Schutzmann verlangte einen Beweis für diese Behauptung.

„Hier — die Narzissen habe ich für das Fräulein mitgebracht", gestand Ottokar seufzend.

„Für mich?" fragte die junge Dame im hellgrauen Mantel erstaunt, „Für mich? Ach, wie entzückend!" Sie langte schon nach dem Strauß.

„Nein!" sträubte sich Ottokar. „Eben für jenes Fräulein, mit dem ich mich hier treffen wollte ..."

Der Schutzmann, der die Seltsamkeit verliebter Leute wohl aus zahlreichen Erfahrungen seines Berufs kannte, ordnete die Angelegenheit in der einzig gütigsten Weise. Und schließlich fiel es Ottokar endlich ein, daß er sich ja mit Erika Punkt eins am Zeitungsstand verabredet hatte. (Nun soll noch einer sagen, daß Prokurist Mende nicht recht hat, wenn er meint: die Liebe schadet dem Gedächtnis!)

Doch Erika war zur Stelle und hatte gewartet, obwohl der Zug inzwischen abgedampft war. Es soll im übrigen trotz allem noch ein denkwürdiger Tag im Leben Ottokars und Erikas geworden sein.

# ROSA MUSSOLINI

## Die Mutter des Duce - Ein Lebensbild von Otto Karstädt

Mussolini als Bersagliere (Sammlung Dr. Karstädt)

Mussolini als Seminarist im Forlimpopoli
Eigenhändige Unterschrift des Duce: Mussolini a quattordici anni — Mussolini im Alter von 14 Jahren. Dies einzige Bild aus der frühen Jünglingszeit des Duce zeigt am klarsten die Züge der Mutter

### 4

Dieser Kämpfer sucht eine Lebensgefährtin, die das Leben eines Helden mitträgt, die nicht bürgerliche Ruhe will, sondern stille Mitkämpferin durch Dulden, Entbehren und Tragen in Liebe und Geduld zu werden die Gabe bewiesen hat.

War Rosa nicht von gleichem Schlag wie er? Honoratiorenkind zwar, ja! Aber zeitlos und klassenlos in ihrem Wirken! Ganz Opfer, Hingabe an die Kinder!

Nur sich ihr nähern, das schien unmöglich. Sie ging nicht tanzen — wie könnte sie vor den Kindern stehen, wenn die sich montags erzählten, mit wem die Lehrerin gestern getanzt! Sie mied die Burschen und hatte auch nicht einen Blick für sie — das alles ging doch nicht im Orte . . .

Da packte sie der kühne Schmied durch die Kinder!

Ida Proli, noch heute in Dovia unter den Lebenden, hat die Geschichte bis auf diesen Tag immer gleichlautend erzählt:

Alessandro steht eines Morgens an ihrem Schulwege.

„Ida, hast die Schularbeiten gut gemacht? Ja? Laß sehen!"

Und er nimmt ihr Arbeitsheft, schlägt die letzte Seite auf.

„Ja, gut geschrieben, keinen Fehler gemacht! Sieht die Lehrerin jeden Tag die Hefte durch?"

„Jeden Tag — wenn sie in der Schule nicht Zeit hat, nimmt sie sie mit!"

„So bitte sie ja, daß sie heute dein Heft durchsieht — hast so fein geschrieben."

Die Bitte war nicht nötig. Idas Heft wurde als eins der ersten durchgesehen.

Da steht unter der Arbeit, ganz fein mit Blei kaum sichtbar, geschrieben: „Meine Hochachtung vor der Maestrina. Dürfte ich sie einmal sprechen? Alessandro M . . ."

Bei Schulschluß steht Sandro wieder am Wege.

„Zeig, Ida, was hat die Lehrerin unter deine Arbeit geschrieben?"

Es stand aber kein Wort darunter! Und zu den Eltern hatte Rosa auch kein Wort gesagt.

Alessandro hatte seine
Geheimschrift im Schulheft
wieder ausradiert; vierzehn Tage später aber schrieb er nochmals seine Bitte ins selbe Heft. Auf einem Bein ist nicht gut stehen. Zweimal wollte er es versuchen, dann seinen Plan aufgeben. Das zweitemal antwortete Rosa durch einen Brief, der eine Einladung war, sie wegen der Besprechung, die er wünschte, zu besuchen.

Die Eltern waren sehr besorgt, aber man wollte wenigstens den Besuch nicht absagen, wenigstens hören, was der rote Schmied zu sagen hatte.

Rosa hatte sich nicht getäuscht. Alessandro kam sofort mit seiner Bitte, öfters kommen zu dürfen; er hoffe dann, bald den Eltern eine größere Bitte aussprechen zu dürfen.

Der alte Maltoni war untröstlich. Den wilden roten Schmied! Er dachte an die Wildheit des Vierjährigen in seinem Maulesel-karren. Und dann die Untat in Forli mit der grünen Fahne! Gewiß, für die Halbpächter und Terzare müsse etwas geschehen, aber doch im Einverständnis mit den Besitzern... Der junge rote Schmied wolle die Welt auf den Kopf stellen — und dazu solle Rosa ihm helfen? Sie werde das den alten Eltern nicht antun! Und wie solle er eine Familie ernähren? Zu schmieden gäbe es immer weniger, alles käme schon fertig aus den Fabriken. Rosa solle nur zuschauen, wie jetzt ein Haus gebaut würde. Da kämen sogar die Schlösser und Schlüssel fertig aus Forli und alle Eisenbeschläge dazu. Für Schmied und Schlosser sei keine Arbeit mehr! Bahn und Fahrrad fräßen auch den Pferden die Arbeit weg, und damit dem Schmied seine Arbeit des Hufbeschlages.

Rosa kämpfte den schwersten Kampf ihres Lebens. Wirtschaftlich konnte sie den Vater beruhigen. Sie würde selbstverständlich Lehrerin bleiben, dann könnten beide zusammen, der Schmied und die Maestrina, eine Familie ernähren. Die Schulkinder brauchten sie, sie würde nicht fahnenflüchtig werden. Alessandro wolle einen Raum in seinem Hause, wo auch gleich die Schmiede läge, als Schulklasse vermieten und die Eltern zu sich nehmen, dann sparten sie die Ausgabe für die Anrechnung der Dienstwohnung. Das alles seien aber Außendinge. Aber Alessandro Mussolini!

Hier stand ein Kerl und brauchte eine Hilfe, die seinen Lebenskampf verstand — wo war in Predappio und Forli auch nur ein einziger außer ihm, der seine Haut zu Markte trug und für seine Ueberzeugung lebte und litt und stritt? Der dafür zu sterben gewußt hätte und doch so kindlich um sie und die Liebe der Eltern warb? Den ein inneres Feuer verzehrte, zu wirken für eine Idee, für Gerechtigkeit hier auf Erden. Der Weg möge irrig sein, sie gäbe da dem Vater recht, aber das Ziel sei sittlich, christlich und menschlich, Zeitalter überdauernd — also irdische Ewigkeit. Sie hoffe, Alessandro vom Irrwege zu bekehren, nicht aber wolle sie ihn von seiner Lebensaufgabe ablenken. Und diese Aufgabe sei nicht Schmieden der Hufeisen, sondern des Menschengeistes. Für seinen inneren Wert verbürge sie sich den Eltern gegenüber.

Da war keine Rettung vor dem roten Kerl möglich. Rosas Schicksal wollte mit dem seinen in eins verglühen!

Und der Bär ward zahm unter zärtlichen Händen, ließ sich gern, der wilde Internationalist und Kirchenketzer, kirchlich trauen.

Rosa hatte doch das Menschenherz besser gekannt als der alte Tierarzt. Als die feierlichen Orgelklänge den Vater umbrausten, das junge Paar, Rosa dreiundzwanzigjährig, Alessandro siebenundzwanzigjährig, vor dem Altar in Liebe knieten und mit dem Vorsatz sich Treue gelobten, aus Schmieden und Lehren ein gemeinschaftliches Leben zu schweißen, da versanken die alten Wunschträume des Vaters von äußerem Glück und Ansehen vor den Menschen für sein Kind und seine Kindeskinder vor dieser innigen Einigkeit, die sich zum Schaffen für die Gemeinschaft rüstete und das eigene bißchen Erdenglück darüber vergaß und es nur in der Hingabe und im Opfern fand.

Wie hatte der alte Maltoni sich vorher vor dem roten Schmied heimlich gefürchtet! Und jetzt? Täglich trug Alessandro den Alten im Lehnstuhl vor die Tür, daß er die Sonne sähe und die Kinder, die fröhlich drin spielten. Sonnenschein suchte er tagaus tagein im Hause zu verbreiten. Mutter Maltonis Sonnenschein wurde es bald, für das Kindlein, das Rosa erwartete, die Erstlingswäsche und die Kleidchen zu nähen. Und Vater sah sich jeden Tag genau an, welchen Fortschritt sie darin gemacht, und lobte dann die alternden fleißigen Hände, die drob immer flinker wurden und froh schienen, noch einmal einen so reichen Lebensinhalt zu bekommen, ehe sie einst müde in den Schoß sinken würden.

An einem Sonntag, bei Blitz und Donner, Ende Juli 1883, wurde das Sonntagskind geboren. Nach einem Namen brauchte niemand lange zu suchen. Der Vater hatte seine besonderen Heiligen, Rebellen des Lebens und der Zeitalter. Benito mußte der erste heißen, nach dem mexikanischen Aufrührer, der gegen den österreichischen Fremdling Kaiser Maximilian aufstand. Er soll Benito heißen, urwüchsig und stark werden wie Benito Juarez. Den Vater sollte er fortsetzen, den Hammer zum Schmieden des Volkes dort aufnehmen, wo ihn der vom Leben zu hart Geschlagene, einst müde heimgehend, aus der erlahmten Hand legen würde.

Anderthalb Jahre darauf schenkte die schmächtige Mutter dem zweiten Sohne, Mussolinis späterem wackeren Mitarbeiter Arnaldo, das Leben, aus dem er bereits heimgerufen wurde; wieder vier Jahre jünger war die einzige Tochter Edvige.

Nun wurde das Leben reich und schwer.

Arnaldo war ein kräftiger Kerl, als er die Familie vermehrte; aber die zarte Mutter wurde um so schwächer. Es war ein schwerer Entschluß, ihn aus dem Hause zu geben, aber Arzt und Familie entschieden, daß Rosa sich fügen müßte, ihn mit einer Amme zu Verwandten in Meldola in Pflege zu geben. Die Verwandten waren auch arme Teufel, und so begann die große Sorge ums liebe tägliche Brot, die den kleinen Hausstand nicht wieder verlassen sollte. Für Arnaldos Unterhalt sorgen, im eigenen Haushalt eine Hilfe erhalten — denn die junge Mutter war vor- und nachmittags in der Schule —, wie sollte das erschwungen werden? Sorget nicht für den andern Morgen! Den Brotkorb höher hängen, Privatstunden suchen, den Gatten von zu großer Freigebigkeit zurückhalten: es würde schon gehen. Nur Kraft zum Beruf und Werk der Hausfrau und Gefährtin eines für seine Idee lebenden Feuerkopfes, dann würde schon alles gut werden.

Samstag nachmittag war der einzige schulfreie Halbtag, diesen Samstag wollte sie zum erstenmal Arnaldo in Meldola besuchen. Unten brauste das Schmiedefeuer, klirrten die Hammerschläge, vor der Tür hielt ein Wagen an, wohl zum Beschlagen eines Pferdes.

Aber gleich darauf geht die Schultür auf: die erste amtliche Schulbesichtigung durch den Präfekten von Forli, begleitet vom Oberschulrat, dem Provveditore agli Studii. Wanderten die Gedanken nicht gerade, gegen ihren Willen, von der Schmiede zu Benito, der mit der Haushälterin und der Großmutter aufs Feld gegangen war, wilde Salatkräuter für den Mittagstisch zu suchen, und von dort nach Meldola zu Arnaldo? Aber das sind alles nur Sekunden, die Bilder tauchen auf, wirbeln vorüber, stören nicht, stärken nur herzhaft zu immer neuer Pflicht.

Der Schulrat erbittet kurzen Bericht über den Stand der Schule. Der wird ihm kurz und klar gegeben. Der Präfekt sieht die Hefte durch, nickt einige Male freundlich und fragt, wer Ellena und Ida wären und andere, die so schöne Schriften hätten. Sieht in den Schrank, findet da Zahnbürsten in peinlichster Ordnung, Gesundheitsbogen und Tafeln über jedes einzelne Kind. Wie sie darauf komme, das hätten beide noch nie gefunden?

„Wenn man selber Kinder hat!" sagt Rosa schlicht. (Fortsetzung folgt.)

# Köpfchen! Köpfchen!

### Wer findet den Sinnspruch?

a — a — a — an — arm — band — bein — dam — di — di — do — e — ei — en — en — er — fan — fen — fi — ga — go — ha — haut — hirsch — hund — i — i — in — in — in — in — ka — ke — las — le — lend — lei — li — ma — mä — mä — na — na — na — nan — ne — ne — ne — ne — ner — ner — netz — ni — of — po — ra — re — rie — rist — ru — rung — schlitt — schlos — schuh — sen — sen — ser — tar — te — ter — the — tron — un — west — wind — zier

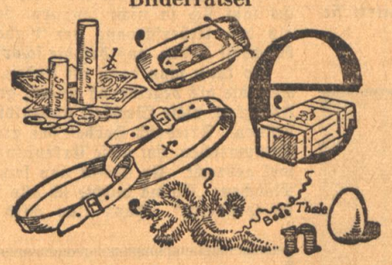
Aus diesen 76 Silben sind 25 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden:

1 Teil Amerikas, 2 medizinische Verkaufsstätte, 3 Sportgerät, 4 staatliches Landgut, 5 Gedächtnisvermögen, 6 Soldat, 7 berühmter Polarforscher, 8 weiblicher Vorname, 9 militärischer Grad, 10 berühmter italienischer Astronom, 11 Schmuck, 12 Gesichtsknochen, 13 nordamerikanische Halbinsel, 14 Teil des Auges, 15 edles Wild, 16 langweilige Abwechslungslosigkeit, 17 europäisches Land, 18 Medikament gegen Magenbeschwerden, 19 Handwerker, 20 weiblicher Vorname, 21 drückender Zustand, 22 wichtige Anlage im Schiffsverkehr, 23 Südwein, 24 Hundeart, 25 Menschenrasse.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben im Zusammenhange einen Sinnspruch (ch gilt als nur 1 Buchstabe).

1. .....
2. .....
3. .....
4. .....
5. .....
6. .....
7. .....
8. .....
9. .....
10. .....
11. .....
12. .....
13. .....
14. .....
15. .....
16. .....
17. .....
18. .....
19. .....
20. .....
21. .....
22. .....
23. .....
24. .....
25. .....

### Bilderrätsel



### Rechenaufgabe

Ein Bauer zählt die Kopfzahl seiner Gänse und Schafe. Es sind zusammen 432 Stück. Er tauscht nun mit einem Nachbarn je 32 seiner Gänse gegen 3 Schafe um und erzielt dadurch eine Schafherde von 200 Stück. Wieviel Gänse hat er seinem Nachbarn in Tausch gegeben?

### Wer hat richtig erraten?

Drei Wörter: Gedanken sind zollfrei.

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1 Basar, 4 Geier, 7 Truthahn, 10 Oka, 12 Maus, 13 Kai, 15 Mord, 17 Lahn, 18 Harm, 22 Berg, 25 Erle, 27 Schiller, 28 Ratte, 29 Föhn. — Senkrecht: 1 Brom, 2 Star, 3 Rum, 4 Gas, 5 Inka, 6 Rain, 8 Tau, 9 Hut, 11 Koran, 14 Ahorn, 16 Dom, 17 Lob, 18 Haar, 19 Rast, 20 Uri, 21 All, 23 Ehre, 24 Garn, 25 Ehe, 26 elf.

Zahlen-Pyramide:

R
E R
G E R
E G E R
G E I E R
G E I G E R

Silbenrätsel: 1 Krinoline, 2 Rittergut, 3 Indossament, 4 Eldorado, 5 Gabriel, 6 Segelschiff. — Kriegsflotte.

HANS THOMA SAGTE:

# „Die Kunst ist selber Brot"

*Von Irmgard von Schubert*

Man sagt: „Die Kunst geht nach Brot", aber ich sage: „Die Kunst ist selber Brot, eine der Menschheit zu ihrem geistigen Bestehen notwendige Nahrung." Dies ist ein Wort von Hans Thoma, unserm lieben verstorbenen Landsmann hier in Baden, der aus seiner Armut als Schwarzwaldbub heraus durch treuen Fleiß und eigne Art hineinwuchs in den Kreis der großen deutschen Meister in der Malkunst.

Also für so wichtig hält ein Mann wie er, der viele Verhältnisse der Menschen, große und kleine, gekannt hat, die Kunst, daß er uns sagt, sie sei „Brot". Dies Wort hat Gewicht im Munde eines einstmaligen Bauernbuben, dem am Worte Brot noch der Schweiß langen und harten Tagwerkes hängt. Er hat denn auch sein Leben darangesetzt, seinem Volk diese notwendige Nahrung durch viele volksvertraute herrliche Bilder zu mehren und hat es dabei gehalten nach seinem Wort „Die Schaffenden müssen hart werden! Aber nicht gegen andere, sondern gegen sich selbst."

So wie aus ihm schafft der Strom schöpferischer Kräfte im deutschen Volke seit Jahrhunderten. Und was sagen wir dazu? — Ach, es meinen gar viele: „Bilder? — Nein, zum Bilderbesehen haben wir wirklich keine Zeit!" Da ist dann: der Haushalt, die Kinder, der Garten, die Frauenschaft . . . wer sollte da noch Zeit haben in eine Sammlung zu gehen am Sonntag, oder einmal in einer alten Kirche die Bilder aus alter Zeit in ihren leuchtenden und zarten Farben zu beschauen, oder in einem Kunstgeschäft die Bilder zu betrachten. Oder wer sollte gar Geld dafür ausgeben, neben all den Verpflichtungen und Sammlungen, neben Eintopf und Winterhilfe, Geld für ein gutes Bild, das nur stumm an der Wand hängt, das nichts einbringt? — — Es gibt uns zu denken, wenn ein alter lebenserfahrener Mann sagt, es sei uns Brot zum Leben. Sollte das vielleicht mit dem andern zusammenhängen, was er einmal aufgezeichnet hat: „Alle Kunst geht aus der Einheit der Seele hervor und so wird sie, wo sie Eingang findet, auch wieder zur Einheit der Seele sprechen." Wir wissen alle: eine zersplitterte Seele hält dem Leben nicht stand. Sie braucht vielmehr Geschlossenheit, mutige Gefaßtheit, opferbereite Gelassenheit, Ruhe in sich selbst, wenn die Härten des Lebens an sie herantreten. Sonst flattert sie hilflos umher, verzettelt ihre Kräfte an diesen und jenen Versuch, mit den Dingen fertig zu werden, ist den ihr anvertrauten Menschen nicht mehr Hilfe und Leitung, sondern eine Last und stiftet Ungutes. Hier aber bietet sich uns eine Quelle der Kraft: „Ueber alle egoistischen Bestrebungen die der Tag, das Leben notwendig mit sich bringen — — — stellt die Kunst einen schönen Frieden her." Der Frieden mit sich selbst ist, wie wir wissen, die gesundeste Nahrung für die Seele, ohne die der Körper seine Lebensleistung nicht vollbringt. Jeder von uns ist verpflichtet, sich innerlich so gesund zu erhalten wie äußerlich. Nehmen wir also auch dieses „Brot", die Werke deutscher Kunst, frühere und heutige, dankbar an und versuchen wir, es in unser tägliches Leben mitaufzunehmen.

Ehrwürdig genug ist sie in ihrer immer neuen Schöpferkraft, die nun bald ein Jahrtausend lang bildet und schafft. Da sehen wir schon um die Wende des Jahres 1000 auf der Reichenau im Bodensee die Mönche bei feiner Wand- und Buchmalerei. So geht's durch die deutsche Lande hin und es erstehen die alten romanischen Dome, in denen von großen Wandflächen herab die heiligen Geschichten im Bild zu Herz und Auge der Menschen sprechen. Im hohen Mittelalter leuchtet uns die Malerei in überirdischem Farbenglanz entgegen aus ungezählten glühenden und blühenden Farbfeldern gotischer Münsterfenster als hohe Kunst der Glasmalerei. Es entstehen die wertvollen feinausgemalten Liederhandschriften. Und erst vor etwa 500 Jahren wird das „Tafelbild", unsere heute geläufige Bildform, heimisch. Mit ihm wendet sich die Malkunst neben den herrlichen Tafeln alter Altarschreine auch mehr und mehr mit Liebe und Andacht und unendlichem Fleiße allem zu, was die Welt dem schauenden Auge bietet. Wie liebevoll geht nicht die malende Hand eines Meisters Dürer wohl tausendmal über das Fell des kleinen Feldhasen hin, um uns das Wunderwerk zu zeigen, das die Natur damit geschaffen hat. Und wie sucht die deutsche Seele sich immer tiefer Ausdruck zu verleihen im menschlichen Bildnis. Da stehen Bürgermeister, Ratsherren, Zunftleute, Bürger und Bürgerinnen, Bauern und Bäuerinnen aus der Vergangenheit vor uns auf: eine Welt voller Arbeit und Sorge, voll zäher Entschlußkraft, mutiger Tat, hingebendem Lebenseinsatz spricht zu uns aus unendlich vielen und feinen Linien, die das Leben in jene Gesichter gezogen hat. Neben das Bildnis tritt die Szene aus dem täglichen Leben, wir sehen Haus und Hof, Feld und Arbeit. Und hinter dem allen eröffnet sich mehr und mehr in den Bildern der Raum in die Weite, der Blick in die Landschaft, bis diese selbst der Gegenstand der sinnenden Betrachtung des Künstlers wird, den er mit schöpferischer Hand neu erstehen läßt in seinem Werk.

So haben sie fortgearbeitet durch die Jahrhunderte hindurch und die reiche Ernte ihrer Werke uns überlassen; und fleißige Hände und strebende Herzen mehren sie von Tag zu Tag. Wir aber wollen unseren reichen Schatz deutscher Kunst auch anschauen, — denn darin erst wird seine Kraft unter uns lebendig —, mit hellen Augen und offenem Sinn. Sie sind ein Stück aus der Seele unseres Volkes, das uns, seine Kinder, immer wieder mütterlich ernährt mit verschiedenerlei Brot, das eine von seinem Acker, das andere aus seinem Herzen.

„Ehret eure deutschen Meister,
dann bannt ihr gute Geister."

HANS THOMA — *Des Künstlers Gattin Cella Thoma Kohlezeichnung*

HANS THOMA — *Des Künstlers Mutter Rosa Thoma mit 91 Jahren. Kohlezeichnung* Aufn.: Badische Kunsthalle, Karlsruhe

HANS THOMA — *Des Künstlers Schwester Agathe Zeichnung von 1866*

*Der Mann hat das Wort:*

# Frauen, wie wir sie lieben!

Warum finden Männer manche Frauen so bezaubernd? Warum lösen gerade sie jene geheimnisvolle Begeisterung aus, die so beschwingt, so froh und — das sei nicht vergessen — so tüchtig macht?

Zunächst sei das festgestellt? diese Begeisterung läßt sich durch nichts auslösen, das künstlich hergestellt wird. Gute Kleider und die ganze sonstige Aufmachung der Frau sind nur der Hintergrund — die Kulisse. Entscheidend sind sie nicht. Die wahre Ursache liegt tiefer. Sie liegt unter Umständen weniger auf dem Gebiet des Verliebtseins als auf dem der Tüchtigkeit, die ausgelöst wird. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß viele Männer mehr als den Ueberschwang der Liebe, jene andere, innere Wachheit lieben, aus der die schöpferischen Ideen kommen.

So kann man dann oft finden, daß Frauen und Mädchen, die als begeisternd gelten, gerade die geheimnisvolle Fähigkeit, diese Wachheit auszulösen, in besonderer Weise besitzen. Friedrich Hebbel, der große deutsche Dichter aus Dithmarschen, hat diese Erkenntnis auf eine knappe Formel gebracht. Er schrieb von seiner Beziehung zu einem Mädchen: „Emma möchte ich alle Tage sehen, dann würde ich sprudeln!" Ganz klar wird hier bekannt, daß die Erscheinung des Mädchens die eigenen Ideen, die geistige Schöpferkraft ankurbelt. Die Liebe ist in eine direkte Beziehung zur eigenen männlichen Arbeit gesetzt.

Frauen, die die Gabe haben, diese Beschwingtheit auszulösen, werden am ehesten „bezaubernd" gefunden. Und sie brauchen noch nicht einmal besonders schön zu sein. Auch das „Anziehende" im herkömmlichen Sinne ist oft gar nicht besonders ausgeprägt. Die Wirkung liegt in unseren Werten begründet. Es kann die große Mütterlichkeit sein, es kann in der Unbedingtheit liegen, mit der manche Frauen an ihr eigenes Leben herangehen. Auf jeden Fall hängt es mit seelischer Spannkraft zusammen.

Die unmittelbare Wirkung solcher Frauen auf die Phantasie der Männer ist Voraussetzung. Mit der Ankurbelung dieser Phantasie aber hängt die Auslösung der schöpferischen Momente eng zusammen. Denn alle schöpferischen Ideen sind ja zunächst nichts als Phantasie. Dann treten sie ihren Weg an. Und es liegt eine gewisse Ungerechtigkeit darin, daß die Frau, die vielleicht die erste Beschwingtheit mitbewirkte, dann oft völlig vergessen wird. Aber die meisten Männer werden nicht abstreiten, daß Frauen jenen geheimnisvollen Zauber — der die Phantasie ankurbelte, der innere Kräfte frei machte —, an sie herangetragen haben. Selbst der Frauenhasser kann dies, wenn er ehrlich ist, nicht bestreiten. Nur daß die Beschwingtheit bei ihm ein negatives Vorzeichen hat, — eben Haß ist.

Ein geistreicher französischer Denker hat einmal gesagt: „Liebe ist der Austausch zweier Phantasien und das Berühren zweier Hautschichten!" Er bekennt, daß die Ankurbelung der Phantasie als das Wesentliche der Liebe wechselseitig ist. Das aber setzt voraus, daß Frauen, die auf Männer bezaubernd wirken, die Fähigkeit zu dieser Phantasie haben. Mit der inneren Vorstellung, daß dies oder jenes sein könnte oder sein möchte, beginnt in der Tat jene Liebe. Während die einen es treiben lassen, bauen die anderen ihre Wünsche aus. Und es ist erstaunlich, wie wirksam und die Wirklichkeit gestaltend es werden kann, wenn Frauen an diesen innerlichen Wünschen intensiv festhalten.

Das größte Wunder, das einem Mann geschehen kann, ist, wenn er durch das Auftauchen einer Frau schöpferischer wird, als er es vorher war. Eine solche Frau wird ihn begeistern. Die Liebe der Frau ihrerseits nun muß jenen Zwiespalt überbrücken, der dadurch entsteht, daß der Mann — in seiner Arbeit beschwingter als vorher — sich durch seinen verstärkten Einsatz zwangsläufig von der geliebten Frau entfernt. Die Liebe der Frau, ihre Geduld, ihre Opferbereitschaft muß die Brücke sein, auf der er immer heimkehren kann. Es ist dies die einzige Brücke, die möglich und immer gangbar bleibt.

Daß innere Ueberwindungen dabei entscheidend sind, ist selbstverständlich. Wieviel Schwerfälligkeit, wieviel Zweifel muß nicht jeder Mann täglich in sich überwinden, wenn er seinen Ideen nachgeht, wenn er Klarheit in seine Pläne zu bringen sucht, wenn er an die Verwirklichung herangeht. Es sind Frauen die wunderbare Gehilfinnen sind. Und zwar nicht dadurch, daß sie sich in die Ideen des Mannes, in seine Arbeit, einschleichen und hineinschlängeln, sondern durch jenes andere Geheimnis, durch jenen Zauber: daß sie seine Beschwingtheit auslösen, daß sie ihm die große Sicherheit geben, die er braucht.

Solche Frauen sind bezaubernd. Mal kann diese Wirksamkeit hinter Schönheit getarnt sein, mal hinter jener Stille, die in manchen Mädchengesichtern ist. Immer aber hat sie etwas mit innerer Leistung zu tun. Und immer muß als Krönung des Ganzen jene wunderbare Einsicht dabei am Werk sein, die zutiefst mütterlich ist.

Karl Nils Nicolaus.

## Wers nicht kennt, probiert es aus

Mit nachstehenden Rezepten wollen wir unsern Hausfrauen wieder einige Anregungen geben zum Ausprobieren neuer Apfelspeisen.

**Vanilleäpfel im Reisring**

Gleichgroße mittlere Musäpfel werden geschält, vom Kernhaus befreit, in einem Topf mit wenig Wasser weichgedünstet, wobei sie nicht zerfallen dürfen. Nun gebe man sie in einen von dickem Milchreis geformten Ring und übergieße sie mit einer dicken Vanillesoße.

**Roter Apfel-Igel**

500 Gramm Musäpfel werden ungeschält, nur zerschnitten, mit etwas Zimt und Zitronenschale weichgekocht, durch ein Sieb gestrichen und nochmals zum Kochen aufgesetzt. Nun verrühre man aufgelöste rote Gelatine, von der man acht Blatt auf ½ Liter rechnet, schmecke gut gesüßt mit 2—3 geriebenen bitteren Mandeln ab und fülle die Masse in eine mit kaltem Wasser ausgespülte Form, um sie am nächsten Tag zu stürzen.

**Apfelgericht mit falschem Weinschaum**

15 weichfleischige Aepfel, 175 Gramm Zucker, 125 Gramm Margarine, 3 Eier, 250 Gramm Weckmehl, eine Messerspitze Salz, abgeriebene Zitronenschale; zur Soße: ½ Liter Apfelsaft, 1 Eßl. Zitronensaft, 60 Gramm Zucker, 1 Ei, 1 Löffel Kartoffelmehl.

Die geschälten, in Scheiben geschnittenen Aepfel müssen mit 3 Eßl. Zucker und etwas abgeriebener Zitronenschale durchziehen. Dann mischt man die sahnig gerührte Butter mit dem Rest des Zuckers, dem Eigelb und dem Weckmehl, gibt die abgetropften eingezuckerten Aepfel dazu und zieht den steifen Eischnee unter. Eine ausgestrichene Backform wird mit der Masse gefüllt, sie muß bei mäßiger Hitze eine Stunde backen.

Zur Soße werden Apfelschalen und Kerngehäuse in ½ Liter Wasser ausgekocht, durchgeseiht, gezuckert, mit dem mit Zitronensaft angerührten Kartoffelmehl und dem Ei vermischt und über gelindem Feuer zu schaumiger Soße geschlagen.

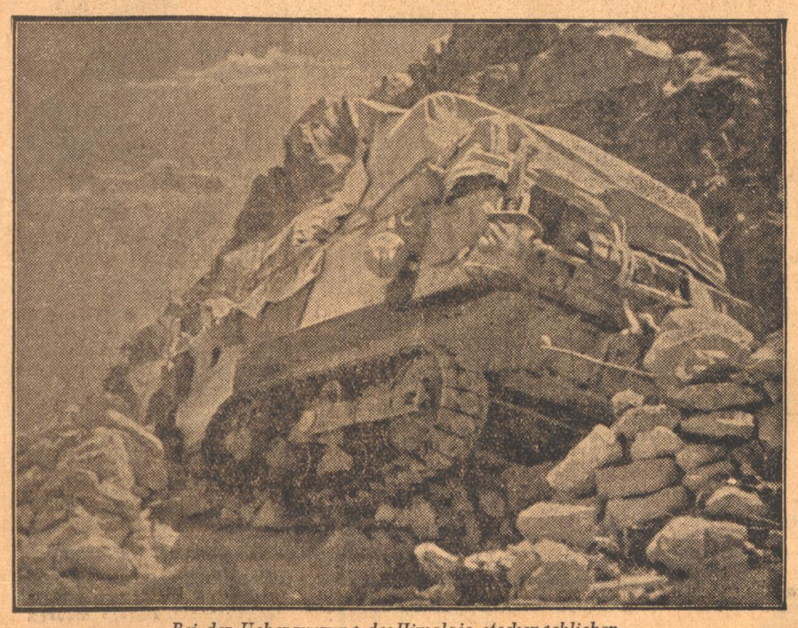
BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

# Jabonah-Jabonah

## Das Antlitz Asiens - Bericht von einer grossen Filmexpedition

*Vor einigen Jahren unternahmen einige französische Automobilisten eine Expedition, die sie von Beirut quer durch Asien über den Himalaja durch Turkestan hindurch, die Mongolei und China bis nach Peking und Schanghai führte. Diese Durchquerung Asiens schildert jetzt der Degeto-Kulturfilm „Jabonah! Jabonah!" in der ganzen Abenteuerlichkeit, die diesem Unternehmen anhaftete. Die nachfolgenden Skizzen geben einen Eindruck von den erregenden Erlebnissen, die die Expedition auf ihrem Wege hatte.*

**In der chinesischen Außenprovinz Sinkiang**, durch die alle Straßen zwischen Ost- und West-Asien führen, herrschte zu der Zeit der Expedition ein Mann namens Chin Shu-jen. Durch seine unkluge und habgierige Verwaltung rief er einen Aufstand der mohammedanischen Osttürken hervor. Der Bürgerkrieg verwüstete die ganze Provinz. Um von diesen Dingen nichts an die Außenwelt gelangen zu lassen, suchte Chin seine Provinz Sinkiang völlig abzuschließen. Die Absperrungsmaßnahmen des Marschalls waren äußerst einfach; er hatte sich in seinem Regierungspalast, dem Yamen, einen Ofen aufstellen lassen und dort verbrannte er alle



*Bei der Ueberquerung des Himalaja steckengeblieben*

*Eine der vielen erregenden Szenen aus dem neuen großen Degeto-Kulturfilm „Jabonah-Jabonah", der eine Expedition von Beirut quer durch Asien bis nach Peking und Schanghai schildert.*

auswärtigen Zeitungen, Druckschriften und Bücher. Die „Sinkianger Nachrichten" mußten der Bevölkerung genügen. Briefe wurden zensiert und die Weiterleitung von Telegrammen um einen Monat verzögert. Einreisebewilligungen wurden selten erteilt. Gegen wissenschaftliche Expeditionen hegte Chin das größte Mißtrauen. Für die Wagen der Expedition und die starken Funkstationen zeigte der Marschall jedoch stärkstes Interesse. Aber die Chinesen, die sich den Franzosen angeschlossen hatten, konnte er nicht brauchen. Als Leutnant Point, einer der Expeditions-Teilnehmer, trotzdem mit ihnen nach Sinkiang kam, beorderte er die Fremden nach **Urumtschi. Erst gab er ihnen einen Festmahl** — so verlangte es die Sitte —, dann sperrte er sie ein, — so verlangte es das Wohl des „Staates". Er hätte sie auch zum Nachtisch köpfen lassen können, wenn es dem „Staat" genützt hätte.

Das war Anfang Juli. Im November saß die ganze Expedition — die Gruppe China unter Point und die Gruppe Pamir, die den Himalaja überquert hatte, unter Haardt, immer noch in Urumtschi, der Hauptstadt von Sinkiang, fest. Chin wollte sie nicht fortlassen, bevor nicht die von ihm bestellten Wagen und Radiostationen eingetroffen waren. Er hatte Zeit — er konnte warten.

**Eines Abends gab es ein Abschiedsfest für** Dr. Norin, einen schwedischen Geologen, Mitglied der Expedition Sven Hedins.

Drei Russen spielen Balalaika. Die europäische Kolonie tanzt: Deutsche, Russen, Finnländer, Dänen. Auch ein deutscher Ingenieur gleitet vorbei. Seine Hamburger Firma hatte ihn sechs Monate nach Sinkiang geschickt. Nun wartete er bereits zwei Jahre auf seinen Paß.

Einige Jahre später mußte der Marschall Chin aus dem Hexenkessel, den er selbst angerichtet hatte, nach Nanking fliehen, wo er sich schon ein stattliches Bankkonto von erpreßten Geldern angelegt hatte, nur kam

*Paradisische Unschuld*

*Ein kleines Streiflicht von den wechselvollen Bildern und Erlebnissen jener Expedition quer durch Asien, die der Degeto-Kulturfilm „Jabonah-Jabonah" schildert.*

*Aufn.: Degeto-Kulturfilm*

er nicht dazu, es zu genießen. Die Nanking-Regierung ließ den Mörder-Gouverneur ins Gefängnis setzen.

Führer durch die Wüste Gobi war Gumbo, ein Mongole. Er war der wichtigste Mann der Expedition; von seiner Kenntnis der Wildnis, von seiner Beobachtungsgabe, von seinen scharfsinnigen Schlüssen, hing das Leben von 31 Europäern ab. Er war mit den Autos vertraut, man hatte ihm genau erklärt, wie sie sich fortbewegen, er ölte sie und half immer mit.

Gumbo kannte den Zweck jedes Motorteiles, von Vergaser und Zündung, vom Zylinder und Kolben. Aber er blieb immer noch voller Fragen. Der Mechaniker fing seine Erklärung noch einmal von vorne an, aber Gumbo schüttelte den Kopf: „Ich verstehe nicht, wie das ganze wirklich läuft." Er witterte hinter dem Gestänge eine geheimnisvolle Gottheit, die dem toten Metall Leben einhauchte. Und eines Morgens vor der Abfahrt in die Wüste fand man ihn vor einer Maschine auf Knien liegen und einen Räucherstab abbrennen. Er opferte dem Geist des Autos. Drei tiefe Verbeugungen, dann erst füllte er Benzin nach.

**Räuber und Räuber**

Auf dem Wege nach Osten drohten der Expedition neue Gefahren, die Gegend war unsicher, Räuber trieben ihr Unwesen. Diese Räuberbanden, deren Anführer sich Generale nannten, traten oft in die Armee ein und so war es schwer, Räuber von Soldaten zu unterscheiden.

Eines Tages trafen wir einen alten Kameltreiber mit zwei Tieren.

„Wohin gehst du?"

„Nach dem Westen."

„Und woher kommst du?"

„Vom Osten."

„Kann man auf der Straße reisen?"

„Nun ja . . . so . . . so."

Petro, der ihn ausfragte, mußte vorsichtig sein; vielleicht war der Alte selbst ein Räuber.

„Gibt es . . . sagen wir . . . Zwischenfälle auf der Straße?"

„Nichts, das wirklich . . . von Bedeutung wäre."

Mehr war aus dem Mann nicht herauszubringen. Infolge des Staubes war die Autokolonne weit auseinandergezogen. Blieb ein Wagen stehen, was des öfteren geschah, so war manchmal der erste Wagen vom letzten 8 Kilometer entfernt.

So ist es auch an jenem Tag um 4 Uhr nachmittags. Die ersten Wagen fahren gerade durch ein Dorf, als plötzlich Soldaten auftauchten und mit der Aufforderung stehen zu bleiben, auf die Autos anlegten. Die Wagen fahren ruhig weiter, aber schon kracht eine Salve. Der zweite Leiter der Expedition, Audouin-Dubreuil hält den Wagen an und steigt aus. Gewehr in der Hand. Sofort sind auch die anderen Mitglieder aus den Autos. Von allen Seiten nähern sich Soldaten, um sie zu umzingeln. In diesem Augenblick kommen Point und Petro, die das Dorf bereits passiert hatten, mit ihren Fahrern angelaufen. Sie stellen zwei Maschinengewehre auf und knattern los. Schon ist nichts mehr von den Soldaten zu sehen. Sie stellen das Feuer ein. Da erscheint hinter einer Mauer ein merkwürdiger Gegenstand . . . ein Korb, der als weiße Fahne hin und her geschwenkt wird.

Wir legen unsere Waffen nieder, ebenso drei chinesische Soldaten, die uns entgegenkommen.

„Wir sind doch Soldaten".

„Warum schießt Ihr auf uns?"

„Wir dachten" erwiderte ihr Offizier, „Ihr seid Räuber".

Gute Ausrede. Der Chinese bietet den Fremden Tee an und überreicht ihnen die Visitenkarte des Generals. „Großer General der unabhängigen Kämpfer."

Wir wissen genug. Wir verzichten lieber auf den Tee, warten auf die letzten Wagen und fahren in der Dunkelheit weiter . . . die ganze Nacht durch. Im Wagen Audouin-Dubreuils stecken 11 Kugeln.

Am nächsten Morgen sind wir nur noch 10 Kilometer von Pao To entfernt. Ein Lastauto kommt uns entgegen, voll beladen mit Chinesen, die wie Ballen festgebunden sind, um nicht herunterzufallen.

Einige Stunden später bittet der Fahrer des Chinesen-Autos ihn nach Kalgan mitzunehmen: Drei Fahrgäste sind tot, die anderen gänzlich ausgeraubt und nackt nach Pao To zurückgekehrt.

# BRIEFMARKEN-ECKE

## *Wie soll man sammeln?*

**Neue Gesichtspunkte für billige Spezialsammlungen**

**Fast täglich erscheinen neue Marken in der** Welt in einer verwirrenden Fülle. Die Gesamtzahl aller Marken ist leider schon auf 80 000 verschiedene angewachsen. Die ruhigen Zeiten für den Generalsammler sind endgültig vorbei. Er kommt nicht mehr mit. Jeder Generalsammler, der von früher noch eine solche Sammlung besitzt, wird uns das bestätigen. Aber auch die Spezialsammlungen wachsen mehr und mehr und müssen unterteilt werden. Ist es doch für den Deutschlandsammler schon sehr schwer, alle klassischen Marken von Baden, Bayern, Württemberg, Thurn und Taxis usw. zusammenzutragen. Viele beginnen daher erst mit 1870, also der Gründung des 1. Deutschen Reiches, finanziell schwächere Sammler erst mit dem Weltkrieg. Die Mehrzahl der Anfänger dagegen beginnen ihre Sammlung mit den schönen und interessanten Markenausgaben des Dritten Reiches, um dann langsam sich zurückzutasten zu den älteren Marken.

Wer sich jedoch eine hübsche Spezial-Sammlung anlegen will, die sehr wenig Geld kostet und doch viel Freude macht und zugleich sehr belehrend ist, der sammle nach bestimmten Gesichtspunkten. Er braucht dann nicht chronologisch zu sammeln und läßt die teuren, schwer erreichbaren hohen Werte außer acht. Wir nennen hier eine Reihe solcher Gesichtspunkte, die sich ganz nach Geschmack und persönlichen Auffassungen und Ansichten erweitern und verändern lassen. Alle billigen Marken der Welt können hier eingegliedert werden.

1. Weltgeschichte. 2. Deutsche Geschichte. 3. Deutsches Wesen in der Welt, z. B. alle Weltmarken, die das erfolgreiche deutsche Luftschiff zeigen, oder die großartigen Bauten deutscher Ingenieure und Architekten. 4. Wissenschaft und Forschung. 5. Technik und Industrie. 6. Wirtschaft und Schiffahrt. 7. Der Sport. 8. Frauen und Kinder (Wohltätigkeit). 9. Bildhauerei und Malkunst. 10. Wappenkunde. 11. Architektur und Baukunst. 12. Literatur und Musik. 13. Länderkunde. 14. Pflanzen und Tiere. Durch Kombinationen lassen sich neue Möglichkeiten finden.

Die Briefmarke lehrt uns Weltgeschichte in unzähligen Bildern. In fernste Jahrtausende führen uns ägyptische Marken zurück, wenn sie Pharaonengräber, Pyramiden oder andere Denkmäler jener grauen Vorzeit wiedergeben. Von griechischen, persischen und italienischen Marken geht ein Abglanz geschichtlichen Ruhmes des alten Hellas, des einstigen gewaltigen Perser- und Römerreiches aus, wenn sie uns heute noch erhaltene Reste großer Bauwerke aus jenen Epochen zeigen. Die Akropolis bei Athen, die herrlichen Ruinen von Persepolis, altrömische Bauten in Italien, Kleinasien oder Nordafrika sind nur einige der vielen Zeugen jener glanzvollen Vergangenheit, die auch den Markenfreunden vertraut sind.

Dann tritt die neue Welt in unseren Gesichtskreis. Die große Entdeckungstat des Kolumbus ist in Spanien und zahlreichen amerikanischen Ländern auf Markenbildern ausführlich geschildert worden. Den Seeweg nach Ostindien, den Kolumbus zu finden meinte, entdecken wir von neuem mit dem großen Seefahrer Vasco da Gama beim Betrachten vieler Marken Portugals und seiner Kolonien. Geschichte und Schicksale des kühnen Engländers James Cook, der als erster die Inselwelt Australiens aufsuchte, lassen sich aus Postwertzeichen Neuseelands und Ozeaniens lesen. Die Erschließung des dunklen Erdteils durch den Afrikaforscher Stanley, die Eroberung des peruanischen Inkareiches durch den spanischen Feldherrn Pizarro, die Entdeckung des Stillen Ozeans durch seinen Landsmann Balboa, die Aufrichtung der Vereinigten Staaten, wie sie der nordamerikanische Freiheitsheld George Washington schuf die Befreiung vieler Länder der Neuen Welt von der spanischen Herrschaft, durch Simon Bolivar erkämpft, die kurze Zeit des tragischen Kaiserreiches Mexiko unter dem Habsburger Maximilian, die Befreiung der schwarzen Sklaven — alle diese und viele andere Marksteine an den Wegen des Weltgeschehens sind auch auf Postwertzeichen der beteiligten Staaten errichtet.

Wie die friedlichen Ruhmestaten der Geschichte ziehen auch die großen Kriege an den Augen unserer Markensammler vorüber. An den 30jährigen Krieg und den Tod Gustav Adolfs, an die Türkenkriege und die Belagerung Wiens, an die Kämpfe der Portugiesen gegen die Mauren, an große Seeschlachten unter Admiral de Ruyter oder Nelson erinnern viele unserer kleinen historischen Gemälde. In ihnen spiegelt sich der Weltkrieg in einer besonderen umfangreichen Gruppe. Die Tat von Serajewo, Vormarsch und Sieg, die verschiedenen Waffengattungen, Tod und Gefangenschaft, soldatischer Heldenmut und Opfersinn stehen mahnend in diesen Bilderanalen, in unseren Briefmarkensammlungen verzeichnet. Aus dem Kriegschaos erstehen neue Staaten und stellten sich alsbald der Welt durch eigene Postwertzeichen vor. Alle diese großen geschichtlichen Ereignisse sind undenkbar ohne die großen Persönlichkeiten. Auch sie haben in der Ruhmeshalle der Briefmarkenkunde würdige Ehrenplätze erhalten. Von Friedrich dem Großen bis Hindenburg, von Polens Pilsudski bis zu dem ungarischen Freiheitshelden Alexander Ypsilantis, der Kosakenhetman der Ukraine Mazeppa, vom Siegfried der Nibelungen bis zum Schweizer Tell — um nur einige Namen zu nennen — sind die Nationalhelden und leuchtenden Sagengestalten aller Völker mit geringen Ausnahmen auf den Briefmarken der Welt vertreten . . .

Wir sehen also, daß es durchaus möglich ist, mit sehr bescheidenen Mitteln sich eine hübsche Spezialsammlung anzulegen, in der sich ein gutes Stück Weltgeschichte widerspiegelt.

Wer sich über die von uns erwähnten „Gesichtspunkte" ausführlicher orientieren möchte, dem empfehlen wir das reizende, geschmackvoll ausgestattete Bändchen „Die Briefmarke als Weltspiegel" von Max Büttner, das in der Reihe „Meyers Bunte Bändchen" vom Bibliographischen Institut Leipzig herausgegeben wurde. In dem übersichtlich angeordneten Text wurden 16 bunte Ganztafeln eingefügt, die in natürlichen Farben jeweils eine solcher angeführten Gruppen zusammenfassen. Das Werk gehört in die Hand eines jeden Sammlers. Der außerordentlich billige Preis von 0,90 RM. ist geeignet, auch den vielen interessierten Jugendsammlern damit eine Freude zu machen, führt es doch in leichter und flüssiger Form in alle Zusammenhänge der Weltgeschichte ein. **Gustav Kabelitz.**

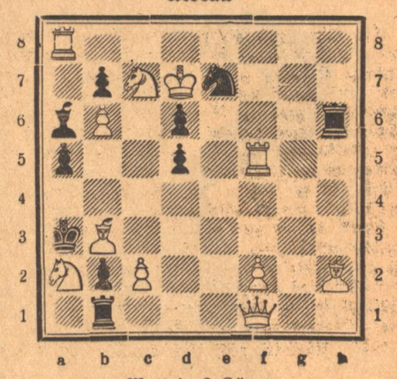
# Schach

Leitung: Badischer Schachverband, Theo Weißinger, Durlach, Scheffelstraße 7.

**Folge 3** **16. Januar 1938**

**Aufgabe Nr. 3 von Kurt Haller, Karlsruhe**

Urdruck



Matt in 2 Zügen

Ein leichtes Problem aus unserem Löserkreise.

**Wer hat richtig gelöst?**

Lösung der Aufgabe 55 von Prof. Köbele (Ke1. Df7. La4. Se5. Be4; Ke 3 Zweier): 1. Se5—c6 K:e4 2. Lc2+ oder 1. . . . Kd3 2. Ld1 nebst 3. Db3 matt.

Lösung der Aufgabe Nr. 56: Df3—e3—e4—d4 usw. bis 11. Da8 Kg1 12. Da1 matt.

Richtige Lösungen sandten ein: Dr. Daehn, Prof. Köbele, Robert Filder, Karl Huber, Erwin Habicht, Karl Götz, Kurt Haller 56 (55: 1. Ld2? Kd3 2. Dd5+Kc3! und kein Matt im 3. Zug), Karlsruhe; G. Kußmaul und A. Zilly, Söllingen; Dr. Wenz, Pforzheim; Fr. Stein, Wössingen; Willy Gogröf, Bruchsal; E. Schädle, Offenburg; Mosetter, Hornberg.

56 löste: Ruthardt, Karlsruhe (55: 1. Sf3? K:e4 2. Kf2 Kd 3 3. Db3+ Ke4!!).

## Zum Schluß noch ein Sieg für Euwe

**Die dreißigste Partie**

Mit dieser Partie erreichte das gewaltige Ringen um die Weltmeisterschaft sein Ende. Das Schlußergebnis ist: Dr. Aljechin 17½ Punkte, Dr. Euwe 12½ Punkte.

**Damengambit**

Weiß: Dr. A. Aljechin
Schwarz: Dr. M. Euwe

1. Sg1—f3, d7—d5
2. c2—c4, e7—e6
3. d2—d4, Sg8—f6
4. Sb1—c3, c7—c5
5. c4—d5:

In der 29. Partie zog Euwe 5. Lg5.

5. — — —, Sf6—d5: 6. g2—g3, Sb8—c6

Das ist stärker als 6. — cd4:, was Euwe in der 24. Partie spielte.

7. Lf1—g2, Sc6—d4
8. Sf3—d4:, c5—d4:
9. Dd1—d4:, Sd5-c3
10. b2—c3:, Dd8—d4:
11. c3—d4:, Lf8—d6!
12. a2—a4

Aljechin will den schwarzen Läufer tauschen. Diese Fortsetzung wirkt sich jedoch günstig für Schwarz aus, da der schwarze König mit Tempogewinn ins Spiel eingreifen kann.

12. — — —, Ta8—b8
13. Lc1—a3, Ke8—e7
14. La3-b6:†, Ke7-b6:
15. Ke1—d2, Lc8—d7
16. Th1—c1, Th8—c8
17. Tc1—c8:

Der Tausch ist für Schwarz angenehm, weil er dadurch den Bauern d7 gegen den Bauern d4 eintauschen kann.

17. — — —, Tb8—c8:
18. Lg2—b7:, Tc8—c4
19. a4—a5

Sonst erhält Schwarz natürlich einen freien Randbauern. Es ist nunmehr interessant zu sehen, wie später der vorgerückte weiße a-Bauer schwach wird. Euwe behandelt in der Folge das Endspiel ganz ausgezeichnet.

19. — — —, Tc4-d4:†
20. Kd2—c3, Kd6—c5
21. a5—a6, Ld7—b5
22. Ta1—a2, Td4-c4†
23. Kc3—b3, Tc4—b4†
24. Kb3—c3, Lb5—a4

Nun ist der Vorteil von Schwarz klar. Während sein König vorzüglich steht, wird der weiße König abgetrieben.

25. e2—e3, Tb4—b3†
26. Kc3—b2, La4—b5
27. Lb7—e4, Lb5—c4!

Entscheidend! Wegen der Drohung Tb6 entschließt sich Aljechin nunmehr, seinen Läufer gegen zwei Bauern zu opfern.

28. Le4—h7:, g7—g6
29. Kb2—c2

Auf 29 h4 folgt Tb3† 30. Kc 2 Tb8 nebst Th8. Der Läufer h7 geht immer verloren.

29. — — —, Tb3—b8
30. Ta2—b2, Tb8—h8
31. Tb2—b7, Th8—h7:
32. Tb7—c7†, Kc5—b5
33. Kc2—c3, Th7-h2:!
34. Tc7—f7:, Lc4—d5
35. Tf7—a7:, Th2—f2:
36. Ta7—g7, Tf2—f3
37. Tg7—g6:, Tf3e-3:†
38. Kc3—d4, Tc3—e4†
39. Ke4—de3, Kb5-a6:
40. g3—g4, Ka6—b5

Weiß gibt auf. Das ist die einzige Partie, die Euwe mit den schwarzen Steinen gewonnen hat.

## Weihnachtsturnier in Hastings

Der Champion von USA., S. Reshevski, endete mit 7 Punkten an 1. Stelle. C. H. Alexander (England) und P. Keres (Estland) teilten den 2. und 3. Preis. S. Flohr (Tschechoslowakei) und R. Fine (USA.) teilten den 4. und 5. Preis. Weiter folgten: B. Mikenas (Litauen) 5, Sir G. Thomas und T. H. Tylor 3, W. A. Fairhurst und A. R. B. Thomas 1 Punkt.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Das berühmteste Eislaufpaar der Vorkriegszeit: Christine Szabo-Engelmann und Karl Euler

Das ist die Wiener Kunsteisbahn, die im Jahre 1912 als erste Freiluftkunsteisbahn der Welt von Eduard Engelmann erbaut wurde

# An der Wiege des Eiskunstlaufs

## Die Tat des Ingenieurs Engelmann – Wien und seine Eislaufkönige

Zeitgenössische Karikatur auf den Eisläufer Engelmann aus dem Wiener „Morgen"

Heute, da in fast allen großen Städten der Welt unzählige Eisläufer in zierlichen Figuren sich auf dem Eise tummeln und Tausende begeistert den geradezu zauberhaft anmutenden Tänzen der großen Meister und Meisterinnen zuschauen, heute mutet es uns geradezu seltsam an, daß es eine Zeit gab, wo Eiskunstlauf noch eine unbekannte Sache war. Noch seltsamer aber mag es uns erscheinen, daß die Wiege dieses Sports nicht im hohen Norden Europas stand, daß nicht Norweger, Schweden oder Finnen es waren, die den Eiskunstlauf zu seiner heutigen Höhe führten, sondern daß Wien, die Stadt an der Donau, für sich den Ruhm in Anspruch nehmen darf, die Wiege des europäischen Eiskunstlaufes zu beherbergen.

Der berühmteste Eiskunstläufer der Gegenwart: der zum Berufssport übergetretene Weltmeister Karl Schäfer

Der Präsident der internationalen Eislaufvereinigung Ulrich Salchow-Stockholm, der selbst zehnmal die Weltmeisterschaft im Kunsteislauf innehatte, bezeichnete Wien als das Herz der Eislaufkunst. Geschmeidigkeit, Musikalität und Charme prädestinieren wohl die Wiener für diesen Sport und ihre Erfolge bei Konkurrenzen räumten ihnen im Laufe der Zeit tatsächlich eine Sonderstellung ein. Von 33 Europameisterschaften wurden 16, und von 29 Weltmeisterschaften 12 von Wienern gewonnen. Wien hat bisher 9 Weltmeister und 8 Europameister hervorgebracht.

Eine Reihe von Wienern war für die Entwicklung des Kunstlaufes bedeutungsvoll, ein Name jedoch überragt alle anderen. Wo immer in der Welt man über den Eislaufsport spricht, man wird nie den Namen Engelmann übersehen können. Eduard Engelmann war der erste Europameister Oesterreichs. Er hat in den Jahren 1892 und 1894 die Europameisterschaft gewonnen, die damals höchststehende Konkurrenz; Weltmeisterschaften wurden noch nicht ausgetragen. Die weittragendste Bedeutung erlangte er jedoch durch eine Erfindung, die von entscheidendem Einfluß auf den ganzen Kunsteislauf war. Er war der Schöpfer der ersten Freiluftkunsteisbahn der Welt. Was Unabhängigkeit von ungünstiger Witterung und eine ununterbrochene von Oktober bis März dauernde Trainingszeit für den Eisläufer bedeutet, das konnten die Wiener bald an der Steigerung ihrer Leistungen erkennen. War die führende Rolle im Kunstlauf früher von einer Nation auf die andere übergegangen, so hat sie kurze Zeit nach Errichtung der Freiluftkunsteisbahn Wien errungen und so rasch nicht mehr abgegeben.

Nicht nur Engelmann selbst war ein Läufer von internationalem Ruf, sondern das ganze Geschlecht der Engelmann ist eine richtige Eisläufer-Dynastie. Der Vater Engelmanns wohnte im Januar 1868 einer Vorführung des berühmten Eistänzers Jackson Haines bei, dessen vollendete Kunst ihn so begeisterte, daß er für seine Familie und einige Freunde in seinem Hausgarten noch im selben Winter eine kleine Spritzeisfläche herstellte. Diese primitive, winzige Eisfläche war die Keimzelle einer der berühmtesten Eisbahnen der Welt und der ersten Freiluftkunsteisbahn überhaupt. Im Jahre 1871 meldete Engelmann sen. das Gewerbe „der freien Beschäftigung des Benützens einer Eisbahn in seinem Hausgarten" bei der Gewerbebehörde an. Von Jahr zu Jahr wurde der Platz vergrößert und vervollkommnet. So sind die Kinder Eduard, der zweifache Europameister und dessen Schwester Christine (Szabo-Engelmann), zu ihrer Zeit die hervorragendste Paarläuferin der Welt, buchstäblich auf diesem Platz aufgewachsen. Nach dem Tode des Vaters Engelmann übernahm nun Eduard Engelmann die Leitung der Eisbahn und verwandelte sie nach langen Versuchen nach seinen eigenen Entwürfen im Jahre 1909 in eine Kunsteisbahn.

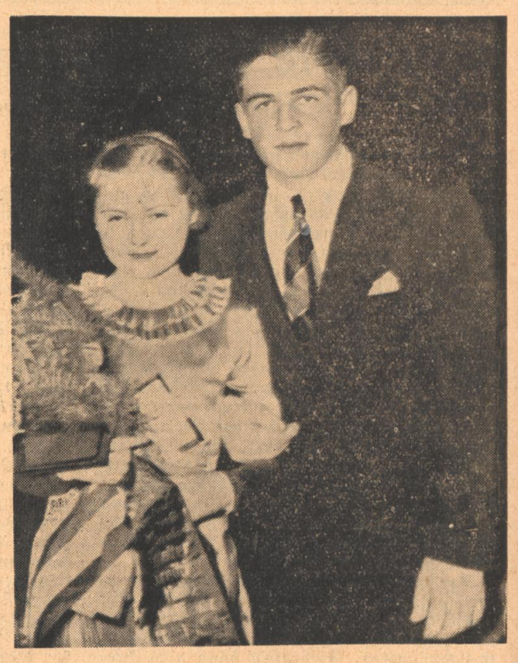
Der jüngste Weltmeister der Wiener Schule Felix Kaspar

Herma Jaroß-Szabo, eine Nichte Engelmanns, fünffache Weltmeisterin und Vorgängerin Sonja Henies, von der sie 1927 entthront wurde.

Von seinen Kindern Edi, Christa und Helene war letztere am bedeutendsten. Sie gewann dreimal die Weltmeisterschaft im Paarlaufen. Die Kinder seiner Schwester Christa Szabo-Engelmann, Christa und Herma (Jaroß-Szabo), waren beide bedeutende Kunstläuferinnen. Herma Jaroß-Szabo war wohl eine der größten Eisläuferinnen aller Zeiten. So wie Sonja Henie seit 1927, so war sie von 1922 bis 1926 die unbesiegbare Herrscherin in der Eislaufwelt. Sie war fünfmal hintereinander Weltmeisterin im Kunstlauf, zweimal Weltmeisterin im Paarlauf, sechsmal hintereinander österreichische Meisterin im Kunstlauf und zweimal österreichische Paarlaufmeisterin.

Unter ihren männlichen Kollegen nahm vor allem der große Meister Böckl eine Sonderstellung ein, der jahrelang dem nordischen Eislaufgenie Grafström heiße Kämpfe lieferte. Ein würdiger Nachfolger erstand ihm in dem unschlagbaren vielfachen Weltmeister Karl Schäfer, und als dieser vor Jahresfrist ins Lager der Berufsläufer abschwenkte, fand sich in dem jungen Sprungkünstler Felix Kasper ein neues Eislaufgenie. Bei den Paarläufern sind es vor allem die Geschwister Pausin, die durch ihre Musikalität die Massen begeistern und auch auf der Olympiade sich die silberne Medaille holen konnten.

Wenn auch heute der altberühmte „Wiener Kunstlaufstil" durch eine neue, strengere und künstlerisch weitergehende Richtung abgelöst wurde, die in dem deutschen Meisterpaar Baier—Herber und der Engländerin Cecilia Colledge ihre besten Vertreter gefunden hat, so darf man Wien doch immer noch als eine Hochburg des Eiskunstlaufes betrachten. Und unbenommen für alle Zeiten bleibt ihm und der Eislaufdynastie Engelmann der Ruhm, den modernen Eiskunstlauf aus der Taufe gehoben zu haben.



Die Geschwister Pausin, die typischsten Vertreter des Wiener Walzers auf dem Eise

Aufnahmen: Dr. Franz (4) Scherl, Schirner, Pressephoto

Verantwortlich für Text und Bild: Dr. Günther Röhrdanz und Fred Feez, Karlsruhe